

Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 19. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften. Bei Voransbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2 1/2 M. Berlin, 1. October 1893. Große Ausgabe mit allen Kupfern. Bei Voransbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4 1/2 M. XX. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Aus dem Leben eines Wunderfindes.

Von Emile Erhard. Mit Illustrationen von René Reinicke.



Gott sei Dank, daß es kein
Junge ist!

Genau besehen ist zwar jedes Kind ein Wunder — erste Kinder sind sogar notorische Wunder — aber zugeben darf man dies doch erst, wenn's ihnen selbst der Reid läßt.

Das ist dann freilich so gut wie ein Patent!

Und hier war es so, weshalb ich die Geschichte ruhig in die Welt schicken kann.

Neue Verhältnisse sind stets von Unruhe begleitet. In vorliegendem Falle rechtfertigten besondere Umstände sogar eine gewisse Verstörung. Es ist eine bekannte Sache, daß man am Freitag keine Reise unternimmt und Geschäfte von Wichtigkeit nicht auf den Dreizehnten verlegen darf. Dazu sind uns ja eben sechs andere Tage in der Woche und 29—30 andere Tage im Monat gegeben. Dies Kind stellte an einem Freitag, den Dreizehnten, die Ordnung auf den Kopf. Daß alle Welt, in erster Linie die ganze Wochenstube, dadurch in Verstörung gerieth, das war natürlich kein Wunder.

Erstens sollte das Kind ein Knabe sein und war keiner. Man hing doch ein Majorats-Bestitz zuwider ein Mädchen, ein Pracht-Exemplar, das ist wahr, aber doch nur ein Mädel!

Damit aber nicht genug. Dies Kind wollte weder in die süßen Hemdchen von Tante Liese, noch in die goldigen Jäckchen von Tante Magda passen, und was als das Allerschlimmste erschien, es paßte auch nicht in die alte, ehrwürdige Familienwiege — mütterlicherseits! Es paßte überhaupt nicht, das ganze Kind war verpaßt. Seit — sagen wir — Hunderten von Jahren hatten alle Vorfahren derer von Frenz zu Schlenz in diese Wiege gepaßt, freilich waren sie bescheidener aufgetreten — die Welt bot ja zum Wachsen Platz genug, die Wiege aber hatte ihr feudales Maß. Der Vater meinte zwar, das Maß derer von Frenz zu Schlenz sei nicht maßgebend für die Sprößlinge derer von Schönborn und darin liege der ganze Irrthum. Wie dem nun auch sei, jedenfalls standen nun drei Personen aus dem Geschlecht derer von Frenz zu Schlenz, Tante Liese mit dem süßen Hemdchen, Tante Magda mit dem goldigen Jäckchen und die Großmutter mit ihrer feudalen Wiege stumm vor Bestürzung; das Kind aber sah sie aus seinen neugeborenen Augen groß an, und diese Augen — bei allen Neugeborenen blau — waren schwarz! Wirklich, in vollem Ernst, kohlrabenschwarz in des Wortes verwegenster Bedeutung! Nein, wahrhaftig — es war wirklich kein Wunder, wenn die ganze Wochenstube durch alle diese Abnormitäten verstört worden war. Und wie dies Kind schrie! Gar nicht wie ein Neuling in dem Fach! Es lag bereits Virtuosität darin.

Zum Willkommen des Gastes und zugleich zur Stärkung für die verstörte Wochenstube hatte der Vater eine Flasche Champagner entkorkt. Das Kind sollte natürlich keinen bekommen. Erstens war es allein nicht verstört und hatte ihn nicht nötig, und zweitens verdiente es als Mädchen keinen, wo ein Junge angezeigt gewesen, und drittens trinken Säuglinge keinen Champagner. Ihm wurde Fenchel-Thee servirt. „Wie es den guten Fenchel-Thee von sich sprudelt — es nimmt keinen Tropfen an,“ sagte die weise Frau Roland und schüttelte den Kopf mit der großen Haube. „Natürlich trinkt's lieber Sekt,“ meinte der Vater, der gar keine Erfahrung in Wochenstuben besaß.

„Sekt — ein Neugeborenes?“ stieß die Großmutter entsetzt hervor.

„Nüchtern wie es ist!“ setzte Tante Lieschen weise hinzu, die an anderer Stelle schon zweimal Tante geworden war und darum auch hier mitsprechen durfte, obgleich sie kaum sechzehn Jahre zählte.

Aber der Vater, ein sehr unternehmender Mann, hob das Kind aus der zu kleinen Wiege und hielt ihm sein volles Glas an die Lippen. Sofort verstummte das Geschrei, das Kind spitzte das Mäulchen, schmatzte behaglich und nahm zu seinem Willkommenstrank auf der Welt keinen Fenchel-Thee, sondern ein paar Tropfen Sekt. Schrecklich, aber wahr!

„Gott sei Dank, daß es kein Junge ist,“ sagte die Großmutter — es war die erste Anerkennung, die ihm wurde — und packte das Kind in den Waschkorb, wo es reichlich Raum fand. Es hatte dies Arrangement den Vorzug, daß man keine Schaukelei zu verhindern brauchte. Schaukeln war in den Traditionen der Familie Frenz zu Schlenz, wie in allen alten Familien, üblich gewesen und allen Vorfahren gut bekommen, aber das neunzehnte

Zahrhundert hat allgemach die Gehirne so verfeinert, daß die Kinder bereits schwindlig zur Welt kommen.

Die Lärm-Trompete.

Großmutter und Amme tanzten ordentlich von Anfang an — nach des Kindes Pfeife? Nein — aber nach seiner Trompete.

Es waren merkwürdige Töne, anfänglich stoßweise — meldend — ganz nach Trompeter-Art, schließlich in ein ganz eigenartiges Kriegsgeheul übergehend.

Der Vater wollte eine Prophezeiung für die Geschichte des Vaterlandes darin finden, denn das Kind schrie laut und deutlich: „Ulanen, Ulanen, Ulanen“, und die Töne waren furchtbar in ihrer Wirkung, obgleich sie vorläufig nur Hunger bedeuteten und Eile forderten. Am Tage war's noch erträglich, da ruhte die Lärm-Trompete nämlich stundenlang. In der Nacht aber alarmirte das Ulanengeschrei das ganze Haus, alle Mitbewohner beschwerten sich beim Hauswirth, der mit Mündigung drohte wegen der fürchterlichen Nacht-Manöver.

Der Vater zog schon nach der ersten Nacht aus — er mußte am Tage exerciren und brauchte nachts Ruhe. Wenn er heimkehrte, bewillkommnete ihn seine Frau matt, blaß, mit übernächtigen Augen — das Kind aber schlief dann regelmäßig und wurde von Tag zu Tag dicker und rosiger.

„So geht das nicht!“ meinte der Vater, nahm vierundzwanzig Stunden Urlaub, um die Vorgänge in der Wochenstube zu beobachten.

Mit Kindern hatte er noch keine Erfahrung, aber er war ein guter Pferdezüchter und sagte sich: „Die Stute schlägt nachts das Fohlen ab, weil sie schlafen will, ein Kind ist nicht viel anders als ein Thier und meine Frau bedarf der Ruhe.“

Zur Großmutter, die in der Wochenstube unumschränkt regierte, sagte er:

„Wenn ich meine Fohlen tags schlafen ließe, würden sie nachts Hunger haben und Lärm machen. Das Kind muß am Tage gefüttert werden, damit es nachts schläft.“

„Das verstehst Du nicht, lieber Sohn,“ war die kühle Antwort.

Nachdem das Kind drei Stunden geschlafen hatte, trat der Vater an die Wiege.

„Du willst das Kind doch nicht aus dem Schlaf reißen, dem prachtvollen Schlaf?“ fragte die Großmutter in ungläubigem Staunen.

„Allerdings!“ lautete die Antwort.

Und es geschah, was noch nie dagewesen. Das Kind wurde aus dem prachtvollen Schlaf gerissen und der Amme ausgeliefert. Nach wenigen Secunden hörte es auf zu trinken und schlief wieder.

„Kann es satt sein?“ erkundigte sich der Vater bei der Amme.

Hinsichtlich des Maßes an Nahrung traute er der Erfahrung aus dem Fohlenstall nicht ganz.

Die Amme schüttelte energisch den Kopf. Da nahm der Vater einen Schwamm, angefeuchtet mit kaltem Wasser, und fuhr dem Kinde über das Gesicht, sodaß es sich ermunterte und weiter trank.

„Barbar!“ rief die empörte Großmutter.

Noch einmal wiederholte sich dieselbe Prozedur; dann nickte die Amme auf des Vaters Frage, und dieser ließ das Kind schlafen.

Alle zwei Stunden erschien nun der Vater wieder, um das Kind aus dem prachtvollen Schlaf zu reißen und satt machen zu lassen.

„Ordnung ist halbes Futter,“ sagte er aus seiner Stallerfahrung.

„Ein Kind ist kein Fohlen,“ bemerkte die Großmutter beleidigt. Das ließ sich nicht leugnen.

„Magen ist Magen,“ erwiderte der Vater.

Das hatte auch etwas für sich. Die Wöchnerin schwankte verwirrt zwischen den Autoritäten.

Am andern Morgen fand der Vater das ganze Haus

wie ausgewechselt. Der Hauswirth grüßte höflich, die Wöchnerin lächelte ausgeruht, die Amme war vergnügt und der Säugling befriedigt.

Was wollte man mehr! Ach so — die Großmutter? Ja, die hatte nämlich gestern Abend ihre lieben, rastlosen Hände in Unschuld gewaschen und wahrscheinlich deshalb die gewohnte Nachtwache verschlafen. Sie sah davon noch ganz beschämt aus.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Versorgung.

Roman von F. von Kapff-Essenther.

(Fortsetzung.)

Nächtlich etwas verspätet langte Zella am Potsdamer Thor an. Mama könne leider nicht kommen, sie sei zu angegriffen von der Reise. Wie schade, es würde nun nichts aus dem Spaziergange, bei dem prächtigen Wetter! Sie aber hätte Herrn Kronheim doch nicht warten lassen wollen und nun müsse sie rasch wieder nach Hause.

Aber er bestand auf den versprochenen Spaziergang.

„Gut denn,“ sagte Zella endlich, „wir gehen die Sieges-Allee entlang und durch das Brandenburger Thor nach Hause.“

„Schön! Doch in derselben Zeit machen wir auch eine Mundfahrt auf dem Wannsee, liebste Fräulein, und das ist viel amüsanter! — Kommen Sie, der kleine Ausflug dauert kaum zwei Stunden! Die Mama weiß ja doch, daß wir ein wenig promeniren; wo? bleibt sich doch im Grunde genommen gleich. Jetzt ist's fünf Uhr, in zehn Minuten geht ein Zug und ich gebe Ihnen mein Wort: um sieben Uhr sind Sie daheim!“

Und Zella, zerrieben und zerbröckelt in ihren besseren Gefühlen durch das Jagen nach dem Erfolg, ohne moralischen Rückhalt an ihrer Mutter, nur geängstigt von dem Wahn, daß ein Widerstand den launenhaften Freier endgültig verstimmen könne, willigte nach längerem Schwanken ein.

Es war fünf Minuten vor Abgang des Zuges; Kronheim, der bereits die beiden Willets besorgt hatte, entschuldigte sich einen Augenblick und eilte an's Telephon. Wie er nachher sagte, hatte er sein eigenes Boot beordert.

„Auf der Bootfahrt muß er sich doch erklären!“ dachte Zella.

Fast allzu pünktlich war nach ihrer Ankunft in Wannsee die Nacht zur Stelle. Ob das Fahrzeug nicht schon längst im voraus bestellt gewesen? Dann hatte er sie also planmäßig hierher geführt!

Es war ein schöner Spätsommer-Abend, das Wasser spiegelglatt. Das Ufer schwamm im Sonnengold. Borne versorgte der heute nicht in seiner Livrée, sondern in Matrosenkleidung stehende Diener Kronheim's discret das Segel, während sein Herr hinten neben Zella lässig das Steuer führte.

Dann fuhren sie weit auf den See hinaus. —

Es begann bereits zu dämmern, als der gut instruirte Diener auf einen Wink Kronheim's das Segel herumwarf und zu den Rudern griff. Kronheim lenkte das Fahrzeug direct zum Waldufer, wo oben, zwischen den dunkeln Niefen, seine Villa auftrug.

Zella saß dicht neben ihm mit glühenden Wangen.

Plötzlich rief der Diener: „Das Steuer Backbord, Herr Kronheim!“

Mit genauer Noth ausweichend, glitt man hart an einem bisher unbemerkten Ruderboot vorüber. Und in dem Boote saß — Zella hätte sich am liebsten vor Scham kopfüber in den See stürzen mögen — Herr von Küstrow!

Welch' unseliger Zufall!

Süßen und drüben starrte man sich aus nächster Nähe in's Auge. Niemand sagte ein Wort, niemand grüßte.

Dann glitt man aus einander.

„Fataler Bursche! Was hat der sich hier herumzutreiben!“ knirschte Kronheim. „Unfinn sich zu fürchten, Zella! Kommen Sie doch! Wir landen bei meinem Hause!“

„Nicht eher,“ stieß Zella bebend hervor, „als bis Sie jetzt das Ihrige thun, mich vor schwerster Compromittirung zu retten!“

„Wieso denn, mein Kind?“

„Wieso? Das können Sie noch fragen?“

„Nun ja! Ich weiß bei Gott nicht, was ich thun soll.“

Die Nacht war im Begriff anzulegen.

„Nach dem Bahnhof!“ rief das aufgeregte Mädchen, vor Angst alles Andere vergessend.

„Sie wollen nun mit einmal nicht hier landen, Zella?“

„Nein, ich will nicht!“ schrie sie zornbebend.

„Gut denn — nach dem Bahnhofe!“

Schweigend ruderten sie den Weg dorthin zurück.

Als die Nacht die in den märkischen Sand gelegte Wertreppe erreicht hatte, sprang Zella hinaus und eilte ohne Gruß davon.

Und jede Rücksicht nach dieser Störung seiner Kreise fallen lassend, rief Kronheim ihr boshaft nach: „Recht thöricht von Ihnen, Fräulein Zella! Ich bin ein anständiger Mensch und hätte Sie nachher doch geheirathet!“

Schluchzend drückte Zella auf der Rückfahrt ihr Gesicht in die Polster des leeren Coupés.

Ihr guter Ruf war verloren! Alles war zu Ende!

VIII.

Monate lang hatte sich Frau Oberst von der Waidt mit der Hoffnung getragen, daß irgend etwas geschehen werde, um die Gründung des amerikanischen zahnärztlichen Ateliers zu verhüten, allein es geschah nichts dergleichen. —

Das Atelier wurde im September unter fürchterlichem Trommelwirbel der Reclame eröffnet, doch unter Fortlassung von Brunos vollem Namen.

Recht behaglich fühlte er sich trotzdem nicht, indessen er hatte seinen Monatsgehalt im voraus bekommen und diese dreihundert Mark waren, er mußte es sich gestehen, ein angenehmes Pflaster auf sein verwundetes Selbstgefühl.

Der Mama mietete er eine hübsche, freundliche Parterre-Wohnung in der Bülowstraße. Er selbst wohnte im Atelier; er kam nicht mehr um zwei Uhr zu Tische, nicht mit dem Schläge acht zum Thee, er war sein eigener Herr.

Die Oberstin widmete sich ihrer neuen Lebensaufgabe: das Bekannntwerden von Brunos Stellung zu vertuschen, Gunzens aber zu verfühnen und für alle Fälle warm zu halten, während Bruno sich in respectvoller Entfernung hielt. Die beiden Mütter wehlagten, der Professor that, als wisse er von gar nichts, und Hermine ließ den Kopf hängen, was aber bei ihrem phlegmatischen Wesen kaum einen Unterschied machte.

Die gute Frau Oberst ahnte nicht, daß ihre Verheimlichungs-Veruche ganz zwecklos seien, denn die Valder'schen Backfische waren gleich in den ersten Tagen nach Eröffnung des zahnärztlichen Ateliers dort gewesen, um ihre Plomben nachsehen zu lassen, und hatten trotz Brunos eiligem Rückzuge gesehen, welches Amt er bekleidete. Und nun lachte der ganze Bekanntenkreis auf Kosten der armen, Vogel-Strauß-Politik treibenden Oberstin.

Ja, es war ein Scandal! Aber lange nicht so schlimm, als die arme Dame dachte, denn Berlin ist eben eine große Stadt. In Unwissenheit über das Schreckliche blieb z. B. der Onkel General. Edgar hatte sich freilich mit Bruno heftig gezankt, in Folge dessen der hübsche junge Doctor zum großen Schmerze der Backfische nicht mehr in's Valder'sche Haus kam, um die Mama von der Whist-Partie abzuholen.

Anderer Folgen in der Gesellschaft brachte die Sache vorläufig für die Waidt's nicht mit sich. —

Bei Guttenberg's hatte sich seit Eilas Abwesenheit äußerlich wenig verändert. Zella schien sogar noch an Haltung, Gewandtheit und Chic inzwischen gewonnen zu haben; dennoch näherte sich ihr niemand ernstlich, auch die Assessoren und Hülfсарbeiter im Ministerium traten nicht mit der gehörigen, schneidigen Promptheit an, als sich der Rath nun doch entschloß, einige von ihnen einzuladen. Es lag entschieden etwas in der Luft gegen die Beauté. Bestimmtes verlautete nicht, aber gemunkelt wurde viel, und Kronheim's Name spielte eine Rolle dabei. Von Herrn von Küstrow sah und hörte man nichts mehr bei Guttenberg's.

So verging Jahr um Jahr. Von den Guttenberg'schen Töchtern war noch immer keine einzige verheirathet. Nach den Assessoren hatte man bei Rath's sogar schon Subalterne eingeladen gehabt, beförderungsklüsterne Kanzlei-Secretäre und dergleichen. Auch das hatte nichts gefruchtet. Zella wurde gemieden und die arme Stella schien nicht einmal dem letzten Subalternen begehrenswerth genug, obgleich sie ein gutes, fleißiges Mädchen war. Aber man sah ihr in der Gesellschaft nicht an, daß sie wirklich kochen und Stuben aufräumen könne. Ja, man sollte ihr das nicht anmerken können!

Ueber Ella verlautete nur, daß sie thatsächlich sehr eifrig in der Schweiz Medicin studire. Zu einem Besuche in Berlin schienen die Studien ihr keine Zeit übrig zu lassen.

Dagegen hatte sich Hermine Gunz mit einem jungen Kliniker verheirathet, natürlich einem Schüler des Professors. Die Oberstin gebärdete sich darüber untröstlich.

Edgar war, nachdem er geheirathet, in eine große rheinische Garnison gekommen; die Valder'schen Mädchen gingen, einmal eingeführt, wie warme Semmeln ab mit ihrer großen Mitgift, trotz ihrer freien Manieren und ihres scharfen Mundwerks.

Und Bruno? Er hatte anfangs schwer gelitten, denn Mr. Sharp war und blieb ihm unsympathisch. Gewiß that es ihm wohl, endlich sein Brod zu haben, aber er schämte sich nach wie vor seines Erwerbes und die auffallenden Reclamen in den Zeitungen wirkten auf ihn wie unausgelebte Beleidigungen.

Uebrigens verstummte die Reclame-Trommel, als das Atelier deren nicht mehr bedurfte. Mr. Sharp leistete wirklich Vorzügliches und das Geschäft ging glänzend. Im dritten Jahre forderte Sharp seinen Compagnon einmal auf, mit zu seinem Bankier zu kommen. Hier erhielt Bruno seinen ersten Antheil an dem Reingewinn ausgezahlt ungefähr tausend Mark. Bisher hatte man immer mit Unter-Bilanz gearbeitet, aber an dieser war er vertragsmäßig nicht theilhaft, Sharp hatte den Verlust lachend allein getragen. „Das sind Auslagen,“ meinte er, „das kommt herein.“ Von nun ab erhöhten sich auch die Jahresbezüge Brunos, und der früher misachtete Gewinnantheil schnellte mächtig empor. Bruno fühlte sich beinahe beschämt über die Summen, die ihm da auf einmal in den Schoß fielen, während er sich für seine halbwegs decorativen Bemühungen hinreichend bezahlt fühlte.

„Sie bekommen nur, was Ihnen zusteht,“ sagte Mr. Sharp, „dies ist all right! Wenn ich Sie entbehren zu können glaube, werde ich Ihnen laut § 6 unseres Vertrages rechtzeitig kündigen.“

Aber der Mann besaß neben seinen schlechten Eigenschaften auch die gute der amerikanischen Generosität in Geldsachen, er kündigte nicht.

Bruno hatte mittlerweile privatim mit Eifer seine Specialität, Nerven-Krankheiten, weiter studirt. So ging es ihm eigentlich ganz gut; dennoch fühlte er sich unbefriedigt. Zu seiner Mutter ging er nur, wenn er es nicht vermeiden konnte. Ihr ewiges Jammern empörte ihn, sie hatte doch nunmehr wahrhaftig keinen Grund zu klagen. Dabei lebte er einfach und sparsam, und nach Ablauf einer verhältnißmäßig kurzen Zeit sah er sich im Besitze eines ansehnlichen Kapitals, das man wohl schon ein kleines Vermögen nennen konnte.

Ella Guttenberg hatte er seither nicht wiedergegesehen. Doch es war in all' den Jahren keine andere Neigung an die Stelle der alten getreten; er erinnerte sich des tapferen Mädchens, das ihm damals so offen die Wahrheit gesagt, mit der wärmsten Sympathie. Die jüngerlingshast trotzige Stimmung war freilich verfliegen. Sie hatte sein bindendes Wort verschmäht, sie würde vielleicht gar nicht mehr frei sein. Aber es trieb ihn dennoch, sie wissen zu lassen, daß er trotzdem Wort gehalten habe.

Ein einziges Mal nur hatte er ihr früher geschrieben, gleich nach der Eröffnung des Ateliers; er glaubte, ihr es schuldig zu sein, daß sie erfahre, welche Wendung mit ihm eingetreten sei. Sie antwortete lange Zeit nicht. Endlich trafen einige Zeilen ein, kühl und verständlich, kaum näher eingehend auf seine Mittheilungen. „Vielleicht kann man auch als Zahnarzt etwas Großes leisten,“ meinte sie. Von sich selbst, oder gar von ihren Beziehungen zu einander, schrieb sie keine Silbe. Verstimmt, gekränkt hatte er damals den Gedanken an eine Annäherung wieder fallen lassen. Jetzt aber, wo er zwar nichts Großes geleistet, doch praktisch etwas erreicht hatte, jetzt wollte er es noch einmal versuchen. Und in einem langen Briefe legte er ihr dar, wie er, dank ihren energischen Vorhaltungen, sich eine gute bürgerliche Stellung geschaffen hätte. Ob er kommen dürfe, um ihr das zu wiederholen, was er ihr einst gesagt habe. Diesmal traf die Antwort so schnell ein, daß ihn ein freudiger Schreck durchzuckte; gewiß, sie rief ihn, sie slog ihm an's Herz!

Doch er traute seinen Augen kaum. Sie lehnte seinen Antrag rundweg ab. Es sei ja erfreulich, für ihn und besonders für seine Mutter, daß er sich nun auf dem Wege zum Wohlstande befinde, dazu sei ihm Glück zu wünschen. Sie selbst aber, sie müsse darauf verzichten, irgendwie an diesem Glücke theilzunehmen. Ohne ihr Studium zu erwähnen, schrieb sie:

„Ich muß Ihnen doch wohl zu durchaus schiefer Beurtheilung Anlaß gegeben haben, wenn Sie glauben, daß ich nun nach Ihrer Mitgift frage, wie Sie einst nach der meinen, und daß ich mich nun beeilen würde, die gute Gelegenheit beim Schopfe zu ergreifen! Nein, mein Herr, für mich bedurfte es keines Geldes, noch eines Nachweises über Ihre Existenz. Für mich aber war es noch weniger notwendig, daß Sie das Opfer brachten, von der idealen Höhe Ihres Berufes herabzusteigen. Verstehen Sie mich nicht wiederum falsch: ob Zahnarzt oder Universitäts-Professor, das ist einerlei!

Aber gesinnungstreu muß der Mann sein, der mir gefallen will. Nach so vielen Jahren wiederhole ich es Ihnen: ich hätte Armut mit Ihnen getragen, ich hätte warten können, geduldig warten! Allein hinabziehen wollte ich den Mann meiner Liebe nicht; wie er sich auch nicht hinabziehen lassen durfte! O nein, empor! so lautet meine Devise. Und ihr entsprechend habe ich mir einen Lebensplan zurechtgelegt, der es völlig ausschließt, Ihrer Werbung nachzugeben. Deshalb lehne ich sie ab, für heute und für immer. Lassen wir's genug sein an der „schönen Erinnerung.“

Leichenbläß, mit krampfhaft geschlossenen Lippen las er zu Ende. Ein Vernichtungs-Urtheil!

Und das war nicht das Urtheil seiner in einseitigen Verneinungen befangenen Mutter, das war nicht irgend eine conventionelle Meinungs-Außerung, was ihn da zu Boden schlug, nein, ein freier, starker Geist schmetterte ihn nieder, eine selbständige, stolze Natur. Und noch einmal erwachte der Jünglingstrog in ihm, der jetzt zum Kampfesmuth des Mannes geworden. Noch einmal erneuerte er sich den Schwur, den er damals im Wagengetöse unter dem Kinderlärm des Dönhofsplatzes gethan: „Sie soll mich achten lernen!“

Aber mit Briefen war da nichts gethan, das sah er ein.

Und wenige Tage später stand er an einem schönen Junimorgen vor der eleganten Gartenpforte des „Seehauses“ in Luzern.

Ob Fräulein Ella Guttenberg zu sprechen wäre?

Nein, sie sei in der Klinik.

Ein jäher Schrecken durchfuhr ihn. War sie plötzlich erkrankt und lag nun im Spital? Erregt fragte er nach der vermeintlichen Krankheit.

„Was ihr fehlt?“ lautete die Antwort der Dienerin; „ganz und gar nichts! Das Fräulein arbeitet nur in der Klinik an den Tagen, wo sie nicht nach Zürich in's Colleg hinüberfährt!“

Das war ein zweiter, aber in seiner Art noch heftigerer Schlag, oder mehr noch: eine kalte Douche!

Ohne seinen Namen zu nennen oder eine Karte zu hinterlassen, kehrte er langsam und traurig in sein Hotel zurück. Ein Mädchen, das Medicin studirte, konnte niemals seine Frau werden! Nun war seine weite Reise gegenstandslos geworden!

Dicht vor dem Hotel begegnete er einer eleganten Dame, die ihm bekannt vorkam. Das war eine Berliner aus seinen Kreisen! Unwillkürlich grüßte er und sie blieb, den Gruß erwidern, stehend stehen.

„Fräulein von Poschwitz, — wenn ich nicht irre?“

Sie war es, abgleich in der That sehr verändert. Bei dem dünnen, überlang erscheinenden Mädchen hatte sich eine angenehme Fülle entwickelt; sie sah jetzt nach fünf bis sechs Jahren jünger aus als damals.

Ein Gespräch entwickelte sich, wie es unter Landsleuten, auch wenn sie sich sonst ferner standen, beim Zusammentreffen im Auslande rasch anspricht.

„Auf einer Schweizer Reise, gnädiges Fräulein?“

„Nein, ich reise nicht, Herr Doctor, ich bin hier in Stellung.“

„Ah, es geht Ihnen also gut, wie es scheint?“

„So gut, daß ich mich demnächst mit einem hiesigen Herrn verheirathe!“

Noch einige Worte und die Landsleute verabschiedeten sich, da das Fräulein Eile zu haben schien. Rasch verschwand sie in den unteren Hotel-Räumen.

Bruno war neugierig geworden; er erkundigte sich bei dem Hotel-Portier näher nach Fräulein von Poschwitz.

„Ach, die ist ja unser Küchen-Chef!“ antwortete der Mann mit den Gold-Treffen.

Der junge Doctor mußte trotz seiner trübseligen Stimmung lächeln. Das war ja unmöglich! — Indessen die Sache hatte ihre volle Wichtigkeit.

„Die Dame ist auf Verwendung von Fräulein Guttenberg zuerst als gewöhnliche Köchin engagirt worden,“ erzählte der Portier. „Jetzt geht sie von uns ab; wir verlieren sie ungern, sie ist sehr tüchtig. Sie heirathet nämlich einen Hotelier, der auch bei uns gelernt hat und nun selbst ein großes Haus im Engadin eröffnen will.“

Gedankenvoll saß Bruno bei seinem Glase.

Diese alte Tante Guttenberg — was die zu Wege brachte! Aus solch' einer überspannten, unangenehmen Poschwitz wurde eine tüchtige Frau, aber leider aus der kleinen Ella ein Doctor der Medicin! — Allein noch war sie ja nicht Doctor, noch konnte sie vielleicht von ihren Ideen zurückkommen. Nein, nein, nur nicht gleich die Flinte in's Korn werfen! Wenigstens sehen wollte er sie, ehe er abreiste.

Und mit Herzklopfen ging er nochmals in das „Seehaus“. Fräulein Ella war wieder nicht da, doch nur auf einem kurzen Spaziergange mit einem der Herren aus der Pension abwesend.

Fräulein Anna Guttenberg, die sich des jungen Doctors nicht mehr erinnerte, empfing ihn dafür sehr freundlich, nachdem er sich als einen entfernten Freund der Familie vorgestellt hatte, der aber speciell mit Fräulein Ella näher bekannt gewesen sei.

Anna nannte Ella strahlend ihre Tochter und erzählte, wie tapfer diese sich gehalten, wie fleißig sie sei. Als sie die zwei Jahre der Vorbereitung für die Universität überstanden, wäre das Schlimmste vorüber gewesen. Sie hätte lernen gelernt und das sei, besonders bei Mädchen, das Schwerste. Dann freilich habe es im Secir-Saale einmal eine schwere Ohnmacht gegeben, und Ella habe sogar erklärt, sie könne und wolle ein solches Studium nicht fortsetzen.

„Aber ich habe ihr Muth gemacht,“ rief Anna, „und nun steht sie vor dem letzten Rigorosum!“ Triumphirend blickte sie aus ihrem einen Auge ihren Gast an.

„Worauf Sie natürlich sehr stolz sind, gnädiges Fräulein!“ entgegnete dieser ironisch.

„Bin ich auch! Ich habe was aus Ella gemacht. Sonst hätten sie sie zu Hause blindlings in eine Versorgung-Heirath gepreßt, oder sie würde die schönsten Jahre nutzlos mit Puzen und Kofettiren vertrödeln, wie ihre ältere Schwester!“

Nun kamen eine junge Dame und ein junger Herr, sehr lebhaft sprechend, durch den Garten. Bruno erkannte Ella schon von weitem an der Schlankheit ihrer Figur und dem zierlichen, hübschen Kopfe. Sie trug sich sehr einfach, ohne die üblichen Stirnlöcher, in schlichtem englischen Anzuge. Der Herr aus der Pension saß fast davon ab: er war hübsch, leidlich jung, sehr elegant. Beide schritten dahin, als wären sie höchst vertraut mit einander.

Während ihre Erscheinung ihm doch den Athem nahm, die ganze Jugendliebe wieder aufflammten ließ, bereiteten ihm ihre ersten Worte ein neues ernüchterndes Sturzbad. Er hörte durch die weit offenen Fenster, daß die Zwei eine medicinische Discussion führten.

„Ich sage Ihnen,“ rief Ella lebhaft, „wenn ich das Kind nur in die Behandlung bekäme, es würde mir glücken! Da ist mit dem galvanischen Strom allein nichts zu machen, es spielen psycho-physiologische Momente mit . . .“

Leidenschaftslos und daher für Bruno weniger verständlich, erwiderte der Herr etwas von den „sympathischen Nerven“.

Und nun standen die Beiden unter der Thüre.

Ella stupte und ward blutroth, ganz wie vor acht Jahren! Dann aber, dem Doctor entschlossen die Hand entgegenstreckend, rief sie herzlich:

„Willkommen! Hat unser schönes Luzern auch Sie einmal angelockt?“

„Weniger Luzern, als Sie, Fräulein Ella!“ versetzte er ehrlich.

Sie erröthete wieder und schwieg. Als sie sich einen Augenblick später mit ihm allein befand, sagte sie: „Ich glaube, daß Sie mich nun endlich vergessen hätten! Oder gar, daß Sie mir grollen.“

„Nichts — gar nichts habe ich vergessen, Ella! Und zum Grollen habe ich ja wohl kaum ein Recht?“

Dann trat Tante Anna wieder dazwischen und machte Bruno mit dem Pensionär, Herrn Braun aus München, bekannt. Nach Beendigung dieser Formalität läutete es zum Abendessen. Bruno konnte die dringende Einladung, daran theilzunehmen, nicht ablehnen.

Die Tafel in dem lustigen Speisezimmer, dessen Flügelthüren den Blick auf den See frei ließen, war gut bestellt, aber spärlich besetzt. Während man zum Mittagessen pünktlich sein mußte, wurde das Abendessen nachjervirt, wovon namentlich die Herren Gebrauch machten. Herr Braun wurde wegen seines pünktlichen Erscheinens belobt; aus den harmlosen Neckereien ergab sich, daß seine Tugendhaftigkeit eigentlich nur Fräulein Ella zuzuschreiben sei.

Bruno saß neben Fräulein Anna, Ella neben Herrn Braun. Und dieser setzte mit Hartnäckigkeit das vorherige Gespräch über den merkwürdigen Fall mit dem hypnotischen kleinen Mädchen fort.

Wieder ließ sich Ella fortreißen. Wie grenzenlos gleichgültig mußte er, Bruno, ihr geworden sein, wenn sie jetzt mit so staunenswerther Klarheit über den heutigen „Fall“ sprechen konnte!

Dabei aß sie mit Appetit, bewegte sich sicher und ungezwungen und behandelte Herrn Braun wie Bruno gleich freundlich.

„Sie studiren auch Medicin?“ fragte Bruno den Herrn verwundert, denn Braun mochte mindestens dreißig Jahre alt sein.

„Habe — habe,“ sagte dieser, „aber ich hatte ein Malheur . . . beim dritten Rigorosum ging die Sache schief.“

„Und dies Malheur,“ fiel die Tante lachend ein,

„stammt von einem andern her, einer tüchtigen Erbschaft, die ihm zwischen dem zweiten und dritten Examen zufiel . . . da ist er denn leider hängen geblieben, für immer!“

„Ja, man denke,“ ergänzte Braun, „wenn man sich bisher so wohl verhalten hat wegen des Erbonkels und von dem auch recht knapp gehalten wurde, und da stirbt der Onkel in den besten Jahren und hinterläßt dem armen Teufel von Neffen doppelt so viel, als dieser vermuthet hatte, dann studirt man schon vor Schreck eine Weile nicht . . .“

„Und dieser Schreck wirkt nun schon drei Jahre nach,“ neckte Ella.

„Aber jetzt habe ich mich wieder inscribiren lassen,“ triumphirte Braun, „lediglich, weil auch Fräulein Ella vor dem dritten Rigorosum steht!“

Offenbar fühlte der alte Mediciner sich hier in der Gesellschaft als Hahn im Korbe. Bruno hingegen ward es sehr unbehaglich. Er bereute gekommen zu sein. Sein ganzer Berliner Hochmuth wendete sich gegen den Begünstigten. Mit spöttischen Bemerkungen glossirte er Braun, der eine gewisse gemüthliche Formlosigkeit zur Schau trug. Er spöttelte auch über die künftige Doctor-Würde Ellas und über Annas Begeisterung für dieses Werk ihres Lebens. Schließlich sprach er davon, mit dem Abend-Schnellzuge nach Genf reisen zu wollen, worauf Ella etwas schweigsam wurde und ihn aus ihren klaren, dunkelgrauen Augen prüfend ansah.

Das Tafeln dehnte sich ziemlich lange aus. Jeder-mann, außer Bruno, schien sich dabei behaglich zu fühlen. Allmähig trafen auch die Nachzügler ein, denen Anna wieder ab und zu Gesellschaft leistete, während die Gesättigten nun in den Garten ausschärmten.

Bruno moquirte sich weiter. Braun lachte dazu.

„Gott, warum ärgern Sie sich denn immerzu?“ fragte er; „sind wirklich alle Berliner so? Uebrigens, wollen wir nicht noch ein Glas Münchener trinken? Fräulein Ella trinkt auch eins . . . Ich bin abgesspannt . . .“ und er erzählte, welche Strapazen er heute schon in Gesellschaft Fräulein Ellas durchgemacht habe. Dann ließ er aus dem nächsten Restaurant Bier holen.

Doch Ella erklärte plötzlich, noch ein wenig promeniren zu wollen. Herr Doctor Waidt würde sie wohl begleiten?

Bruno überließ es heiß. Wollte sie doch wieder anknüpfen? Und in solcher souveränen Form?

Tante Anna legte noch ein Tuch um die Schultern der Nichte, und ruhig und gelassen, ohne eine Spur von Kofetterie, winkte diese Bruno zu, ihr zu folgen.

Sie gingen nach dem rückwärtigen, schattigen Theile des Gartens.

„Ich weiß nicht,“ nahm Ella alsbald das Wort, „ob Sie sich noch dessen erinnern, was wir damals in Berlin sprachen?“

„Ob ich mich erinnere! Wort für Wort!“ antwortete er.

„Nun denn, ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich mir selbst Wort gehalten habe. Ich siehe vor dem mir vorgesteckten Ziele; ich bin etwas geworden — ohne Mühe! Und nun bin ich Ihnen von Herzen dankbar, denn — sie stochte ein wenig, worauf sie mit dem ganzen Freimuth ihres Wesens fortfuhr: „Ja, dankbar! denn wenn damals mein junges, unerfahrenes Herz nicht so ganz von Ihnen erfüllt gewesen wäre, so hätte ich mich wahrscheinlich, es lag zum Greifen nahe, — versorgt, wäre wohl unglücklich geworden für's ganze Leben. Nun aber lebe ich mich aus, fühle mich befriedigt und sehe eine Zukunft vor mir, die ich mir gar nicht anders wünsche, während meine Altersgenossen meist das Leben hinter sich haben . . .“

Sie athmete schwer. Vielleicht kam ihr in diesem Augenblicke zum ersten Male ein leiser Zweifel . . .

Er richtete sich jetzt stolz auf.

„Sie sind beinahe Doctor der Medicin, Fräulein Ella, also soviel wie ich . . . Aber Sie sind dennoch ein Weib geblieben, auch in Ihren Schwächen! Nach sieben Jahren haben Sie, um mich für eine Anwendung von Energielosigkeit zu strafen, nur Worte der Beschämung, des spöttischen Triumphes, — Worte, die ich nicht verdient habe, sondern weit eher der Anerkennung!“

„Ich verstehe Sie nicht,“ entgegnete Ella ruhig; „ich kann nicht einsehen, worin ich Ihnen Unrecht gethan; ich sagte Ihnen nichts, als die Wahrheit!“

„So, bitte, hören Sie auch mich einen Augenblick, Ella.“

Wie bereit dazu, aber auch gleichsam ablehnend, hüllte sie ihr Tuch fester um sich.

Es war ein kühler, klarer Spätsommer-Abend, eine durchsichtige Luft, die der Mond mit einem kalten, nüchternen Licht erfüllte. Ueber die hintere Garten-mauer hinein fielen die dunkeln Schatten des Gebirges,



Aus dem Leben eines Wunderkinds. — Siehe Seite 145.
„Natürlich trinkt's lieber Sect,“ meinte der Vater.

das im Westen der Stadt himmelan strebt, und dessen eisbedeckte Häupter wie silberne Dachkuppen erglänzten. Tiefe Stille umgab die beiden jungen Leute hier in diesem entlegenen Theile des großen Gartens; sie vernahmen kaum ein Geräusch von außen her. Aber im Innern sprach es laut und deutlich, schrie es fast auf in dieser stillen Stunde.

„Gestehen muß ich,“ begann Bruno, sich zur Ruhe zwingend, „daß ich fast bis vor wenigen Jahren in con-

wir uns auf der Straße verabschiedeten: du mußt frei und unabhängig werden, auch ohne Geldheirath! Du mußt es dahin bringen, Ella ein anständiges Auskommen bieten zu können. An jenem Frühlingsabend habe ich mir das gelobt und habe Wort gehalten. Ich bin heute ein gut situirter Mann, fast wohlhabend, Ella! Und auch das danke ich nur Ihnen! Also — nach Ihrem Beispiel: Ich danke Ihnen! Und, es ist wahr, ich bin hieher gekommen, um Ihnen das zu sagen. Und

lich aber gefiel mir mein Beruf von dem Tage ab, wissen Sie, wo ich die Klinik besuchte und Menschen unter die Hand bekam statt der Präparate!

„An mich dachten Sie auch, Ella?“

„Früher — eigentlich nur an Sie,“ gestand sie unumwunden zu. „Sie hatten mich für das begeistert, was Sie sind, und als Sie mich dann unterschätzten, wollte ich Ihnen zeigen, daß Sie Unrecht gethan, daß ich ein ebenso hohes Ziel zu erreichen vermöchte wie Sie!“



Aus dem Leben eines Wunderkinds. — Siehe Seite 145.
Der Hauswirth grüßte höflich, die Wäscherin lächelte ausgeruht.

ventionellen Lebens-Anschauungen befangen war, d. h. ich war ein guter Sohn und glaubte, es meiner Mutter schuldig zu sein, daß ich nach Geld heirathe. Ich meinte darum auch auf Ihren Besitz verzichten, die keimende Liebe in mir ersticken zu müssen. Das hielt ich für meine Pflicht gegen meine Mutter, die arm war und große Opfer für mich gebracht hatte. Dies alles ist nicht heroisch, nicht großartig, aber menschlich entschuldigbar. Ich denke wenigstens, es ist so, und zwar jetzt, wo ich reifer geworden bin. Sie — Sie haben mich damals von der Höhe ihres achtzehnjährigen Idealismus herab deshalb verachtet. . . . Wäre ich ein frivolster Weltmensch gewesen, ich hätte Sie verlacht. Das habe ich nicht gethan, sondern ich bin umgekehrt. Ja — sehen Sie mich nur verwundert an — es ist so! Ich habe, wie Sie wissen, keine Mitgift geheirathet, bin auch mit keiner Mitgift verlobt. Ich sagte mir damals, als

mit demselben Stolze, mit dem Sie vorhin sprachen, sage ich ebenfalls: Auch ich bin etwas geworden — ohne Mitgift! Zwar kein Held, aber etwas, was ich früher nicht war: ein freier, auf sich selbst gestellter Mann!“

Ella schwieg eine Weile, dann bot sie ihm die Hand. „So ist es für uns Beide zum Guten ausgeschlagen. Wir haben uns gegenseitig einen Anstoß gegeben und sind dann unserer Wege gegangen.“

Sie war, so schien es, noch immer viel ruhiger als er. Sie sprach von einer errungenen Höhe aus, er nicht. Und in dieser Erkenntniß sagte er dumpf:

„Sie haben freilich verhältnißmäßig mehr erreicht als ich; Sie waren eine Heldin, ohne Zweifel!“

„Und habe dafür auch mehr gelitten.“

Zum ersten Male klang weibliche Weichheit aus ihrer Stimme.

Nun schwiegen sie Beide, bewältigt von dem Gedanken, was sie einander gewesen, ohne sich zu sehen, fast ohne von einander zu hören. Dann begann er wieder:

„Es thut mir aber sehr leid, daß ich unwissentlich dazu beigetragen habe, Sie solchem Ziele zuzuführen.“

„Warum?“ versetzte sie scharf.

„Wäre es nicht viel schöner gewesen, Sie wären, als mir die Erkenntniß Ihres Werthes aufging, meine Frau geworden?“

„Das will ich nicht bestreiten,“ sagte sie fast naiv, „aber damals ging es ja eben nicht.“

Nun standen sie schon über den Dingen.

„Es ist wahr,“ begann er wieder, „damals ging es nicht. Aber jetzt — jetzt ginge es!“

„Ich glaube kaum! Denn jetzt hätten Sie etwas in mir zu verdrängen — meinen Beruf! — Bitte,



Wilhelm II., Prinz von Oranien, und seine Verlobte, Maria Henriette Stuart, Tochter König Karls I. von England.

Nach einem Bilde van Dyck's im Museum zu Amsterdam. — Siehe Seite 152.

lassen wir dies Thema nun fallen und erzählen Sie mir lieber, wie es Ihnen inzwischen ergangen!"

Widerwillig gehorchend, erzählte er.

Und merkwürdig — all' ihr Widerstand schwand hin vor dem lebendigen Worte! Keine Spur mehr von dem trotzigem Aufbäumen, das aus ihrem stolzen Briefe gesprochen! Sie fühlte nur eins: seine Liebe zu ihr! Alle ihre noch eben so sicher betonten Grundsätze und Hoffnungen verwerfend, rief sie erregt:

„Es ist also wahr, was Sie mir schrieben, Sie haben bei Ihren Kämpfen wirklich an mich gedacht?!“

„Anfangs nur an Sie!“ antwortete er mit ihren eigenen Worten. „Aber weil Sie so eigensinnig fern blieben, so gar nichts von mir wissen wollten, da habe ich mich denn beschieden. Vergessen aber, Ella, habe ich Sie niemals! Freilich, ich kniete nicht vor einem Heiligenbilde, das Ihren Namen trug. Mir hat auch ab und zu ein anderes Mädchen gefallen — doch allein

bin ich geblieben all' die Zeit. Und dann dachte ich mir auch, daß Ihr Herz vielleicht nicht mehr frei wäre...“

„Da haben Sie falsch gedacht. Ich bin keine Natur, die zwei Mal lieben kann!“

Und hingerissen von diesem Geständnis rief er aus: „Ella — Ella, Sie haben mich also doch noch lieb?!“

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Im neuen Hut.

Flauberei von Frida Schanz.

Nas ist so hübsch, so flott und grazios wie ein moderner Damenhut? Von Jahr zu Jahr werden diese Dingerchen bezaubernder. Ein unschönes Mädchen, eine alternde Frau giebt es gar nicht mehr im Zeitalter dieser schmückenden, schmeichelnden Wunderwerkchen.

Ja, ein Schneider ohne gleichen, ein ausgefuchst seiner Schneider ist er, der neue Hut!

Es scheint, als nähme das Leben der modernen Frau zwei, drei Mal im Jahr einen neuen freudigen Aufschwung. Zwei, drei oder auch vier Mal, je nach der Zahl der neuen Hütchen, die die Glückliche sich kaufen kann. Ich will es jeder Dame, die mir auf der Straße begegnet, ohne ihre Kopfbedeckung zu betrachten, am Gesicht ansehen, ob sie ein neues Hütchen trägt.

Der Bescheidensten giebt das Gefühl, angenehm und anziehend auszufahren — was zu drei Viertel vom neuen kleidbaren Hute abhängt — etwas Sichereres, Freundliches und Wohlwollendes; der Schönheit verleiht es einen Hauch von Siegesgewißheit, von verhaltenem, graziosen Uebermuth, der ihren Reiz erhöht. Nie ist die geistreiche und schlagfertige Frau besser gelaunt, nie die sanfte, weibliche Frau lieblicher und weiblicher als im neuen Hut.

Man braucht nicht eitel, bei Leibe nicht gefallsüchtig oder kokett zu sein, um das Hochgefühl des neuen Hutes zu empfinden.

Jedes Exemplar bringt irgend eine kleine Eigenart des Gesichts, der Stirne, der Haartracht reizvoll zur Geltung.

Manche Achtzehnjährige hiebt sich mit heimlicher Schwermuth für nicht eben hübsch und nimmt nun mit Entzücken und Stauern wahr, welch' schmuckes, pikantes Verändchen der Hut aus ihr gemacht hat.

Man frage einmal, wie viele Männer ihre Frau zuerst in ihrem Hute bezaubernd fanden!

Was eine fed und zierlich geschwungene Bandschleife, was ein paar flotte Schwalbenschwinger (arme holde Schwalbchen!), was ein auf Gaze gebettetes Kränzlein von lichten Atlasrosen, ein Hauch von Tauropfen-Düfl über krausen Strindbüscheln auszurichten vermögen, das ist unglücklich!

Als Mutter von so und so viel Kindern, von denen die ältesten Söhne nahe am Abiturium, die schlanken Töchter im Tanzstunden-Alter stehen, hält sich diese oder jene vernünftige Frau zwischen dreißig und vierzig nicht eben mehr für ganz jung.

Und doch! Nein, sie will, sie kann es dem neuen Hut anfangs gar nicht glauben! Ist ihre Haut in der That noch so zart und frisch, ist ihr Haar von so wunderhübschem Blond, daß ihr blasser, malvenfarbener Sammet so verführerisch steht? Wie die Schwester ihrer großen Mädchen sieht sie aus in dem unglücklich zierlichen Mittelding zwischen winziger Kapuze und Krändchen. Das Herz macht unwillkürlich einen kleinen heimlichen Freuden sprung bei der Entdeckung.

Sehr tief niedergeschlagen, trostlos traurig, grillig, übelgelaunt, das alles kann man in einem ganz modernen, reizvoll kleidenden neuen Hut gar nicht sein!

Und umgekehrt giebt es, aus rückwirkenden Gründen, wieder für allerlei Leiden — Trübsinn, Verstimmung und Verzagttheit — gar kein besseres und wirksameres Heilmittel, als eben — den neuen Hut.

Mir fällt dabei meine kleine, reizende Freundin Nenny ein. Nenny fühlte sich sehr unglücklich, und es schien wenig Aussicht vorhanden, daß sie die Welt, die sie so schal und nichtig fand, jemals wieder lieben lernen würde. Glück und Hoffnung waren für sie zu Ende, ehe ihr achtzehntes Jahr, dieser lange Maieen-Festtag des Lebens, vorüber war. Trauer, Kälte, Ueberdruß beschatteten ihr feines Gesicht.

Wie diese dunkle Stimmung über sie gekommen, weiß ich nicht einmal zu sagen. Schwerlich konnte sie doch den hübschen, aber eiteln Lieutenant, der sie durch seine Auszeichnungen einen Winter über verwöhnt hatte, wirklich geliebt haben! Hatte sein flottes, frisches Wesen am Ende doch tiefer in ihr gezündet, als man gedacht? Oder war nur ihr Stolz so tief verletzt, als ihr lustiger Cavalier sie mit einem Male hochmüthig schnitt, um seine Huldigungen der gar nicht hübschen, gar nicht lebenswürdigen Tochter des neuen Commandeurs zu Füßen zu legen? War es gekränkte Liebe oder verlegte Würde, was sie ihres größten Liebreizes, ihres schönen, strahlenden Lächelns — wie man glauben mußte für immer — beraubt hatte?

So viel stand fest, sie befand sich in der freudlosesten Laune. Eine Wolke reißt ja hin, um die Sonne zu verdunkeln.

Sie schritt durch die Straßen, sie schritt durch ihr ganzes junges Leben dahin, als ginge sie eigentlich all' dies Treiben nichts mehr an, als schone sie einer Komödie zu, die sie recht herzlich langweilig und verächtlich fände.

Ein Vierteljahr lang hatte sie ihre Weltverachtung schon groß gezogen. Sie schien ganz unheilbar. Der graue, regnerische Herbst und das verbogene, dunkle Strohhütchen, das sie, seines einstigen Rosenschmuckes beraubt, in dieser Zeit trug, waren die sprechendsten Symbole für die Verstimmung ihres Innern.

Es ist alles einerlei! sagte jeder Zug ihres Gesichtchens.

Sogar, daß ein lieber, treuer, gemüthlicher Freund, der sie schon im Flügelkleiden geneckt, bevorzugt und beschützt hatte, in dieser kritischen Zeit zum Liebhaber unschlug und um sie warb, berührte sie kaum. Traurig, gleichgültig wies sie seine Werbung zurück. Unmöglich könne sie glücklich sein und glücklich machen! Niemals werde sie heirathen!

Auch gut! gab er ihr zu verstehen. Er könne warten, und allzu lange, hoffe er, werde es nicht nöthig sein!

Ungewirt und häufiger wie früher besuchte er ihren Vater, seinen alten Kollegen. Zimmer wieder machte er zärtliche und zarte Besuche, sie aufzusheitern. Aber sie hatte sich zu tief in ihr Gedankengarn verstrickt. Bei einem gewissen Grad von Verstimmung scheint es eben ganz unmöglich, jemals wieder mitzuschwimmen im frischen Stromwasser leichter und glücklicher Lebens-Auffassung.

Daß der trübe Spätherbst so früh in den frostklarsten, lustigsten, floden-blickendsten Winter überging, war Fräulein Nenny gar nicht recht.

Wie langweilig, bei dieser Müdigkeit der Seele an allerlei

nöthige Winter-Einkäufe, Garderobe-Bedürfnisse u. s. w. zu denken! — Wäre alles doch vorbei!

Aber es war wahr, sie brauchte vieles: ein neues Tuchkleid zum Beispiel, ein Müsschen, einen neuen Hut!

Einen neuen Hut, — was für ein entzückender Begriff in früherer Zeit! Und jetzt wie verdrießlich, wie ärgerlich!

Lässigen Tones spricht die kleine Lebensmüde im Puzladen ihre Wünsche aus. Dieser oder jener Hut, es gilt ihr gleich! Jemand einen! Sie probirt drei, vier Hüte, ohne die Sache nur so wichtig zu nehmen, daß sie sich ordentlich im Spiegel betrachtete.

Aber dann blickt sie plötzlich doch sehr überrascht in das schimmernde Glas. Ist sie das? Ist sie das wirklich?

Die Modistin hat recht: dieser weichgeschwungene, erdbeerrothe Filzhut mit dem vollen Kranz von lodernen Federn sieht ihr zum Entzücken. — Aber er ist ihr natürlich viel zu auffallend, viel zu lebenslustig. Mit einem matten Lächeln legt sie ihn zur Seite.

Etwas ganz Schlichtes, Unauffälliges soll es sein. Allein die sehr einfachen Hüte kleiden sie nicht.

Noch einmal legt ihr die Verkäuferin zum Versuch den erdbeerfarbenen Federhut auf das abschlonde Köpchen. Sie muß zugeben, sie sieht fein, vornehm und sehr anmuthig darin aus. Der Hut ist wie für sie erfunden.

Im Grunde ist ja alles, alles einerlei! Warum soll sie den Hut nicht kaufen? Sie kauft ihn.

Als sie am frühen Nachmittag, im vollen Glanz der heiteren Winterjonne, die breite Hauptstraße entlang zur Musikfunde geht, hegt sie das heimliche, halb tröstliche, halb wehmüthige Gefühl, sehr reizend anzusehen. Hier und da hat es ihr ein bewundernder Streifblick gesagt und — was wohlher thut als alle Anerkennung der Welt — sie selbst hat es zu Hause vor dem Spiegel empfunden. Unwillkürlich spielt wieder ein Hauch ihres alten Lächelns um ihre Lippen, sie blickt frischer, froher daren als seit langer Zeit. Freilich ganz unbewußt, abnungslos!

Sonst hätte sie nicht so zusammenschreden können beim Gruße ihres alten Freundes. Ganz überraschend traf sie der Anblick seines lebenswürdigen Gesichtes. Triumph, Freude, leiser Spott, dazu eine Huldigung ohne gleichen blühten aus seinen Augen.

Schnell wie ein Hauch schwebte sie an ihm vorbei.

O dieser Hut, dieser Hut! Wie konnte sie es aufsehn, dieses kokette, unternehmende Ding, das gar nicht zu ihr und ihren trüben Gedanken paßte? Sah dieser Hut nicht aus wie ein Zugeländchen an Leben und Glück? Wie eine Umkehr, an die sie gar nicht dachte?

Stürmisch und ärgerlich riß sie zu Hause den Schmutz vom Haupte. Sie wollte ihn nie wieder aufsehn, das stand fest in ihr. Nie! Nie!

Der alte Hut vom Vorjahre sollte noch einmal an's Tageslicht. Aber statt ihn zu suchen, sah sie wohl eine halbe Stunde lang still und blickte träumerisch auf die weichkräuseligen Federn des neuen, den sie noch in der Hand hielt.

Wirre Gedanken stiegen in ihr auf.

Wie schön war es doch heute gewesen im goldenen Sonnenschein, im glühenden Schnee! Freund Fritz hatte ja ausgehoben wie die Lebensfreude selbst. Böse konnte man ihm eigentlich nicht sein —

Sie mußte sich Zwang anthun, um am anderen Morgen den alten, dunkeln Hut wieder hervorzusuchen. Nachdenklich probirte sie ihn vor dem Spiegel.

Es war kaum zu glauben! Vermag ein Hut wirklich ein Mädchenesicht so zu entstellen oder so zu verschönern? Sie nahm das schwarze Dingchen vom Scheitel und drehte es unschlüssig in der Hand.

Den neuen aufsehn?

Nein! Das hieße: Leben, ich bin wieder Dein! Ein gewisses Behagen, eine ganz leise, leichtsinnige Freundigkeit ließ sich durchaus nicht trennen von diesem Hute.

Das hatte sie gestern empfunden. — Und Fritz hatte es erkannt!

Sein langer, sonderbarer Blick zitterte noch in ihr nach. Nie wieder durfte er sie so anblicken! Daß sie ihn heute treffen würde, war gewiß. Jetzt erst fiel es ihr auf, daß sie eigentlich seit langer, langer Zeit keinen Ausgang gemacht, ohne ihn zu treffen.

War das Zufall?

Liebe er sie denn so sehr?

Aber, das schreckliche, schwarze Hütchen konnte sie nicht tragen. Und glühend, lächelnd, sich selbst tadelnd setzte sie trotz aller ernstestn Vorzüge den neuen Hut auf's blonde Haar. —

Und was weiter kam?

Nenny ist jetzt eine sehr glückliche und lebensfrohe junge Frau.

Ihr Gesicht und ihre dauernde Seelenstimmung haben vielleicht einmal an einem Haare gehangen.

Oder soll ich lieber sagen: am neuen Hut?

Nachdruck verboten.

Wie ein Künstler entdeckt wurde.

Erzählung von Helene Pichler.

(Schluß.)

Aber eins, Fritz," fuhr die alte Baronin fort, „ist fatal bei der ganzen Geschichte. Da wird morgen im Schützenhause eine Gesüßel-Ausstellung eröffnet; die dürste Dir etwas Concurrerenz machen. Jedemfalls wollen wir morgen früh dafür sorgen, daß der Anfang des Concerts um eine Stunde verschoben wird, denn erst müssen die Fühne aufgehört haben zu krähen, ehe Du anfangen kannst zu singen.“

Auf Haus Dornhage angelangt, führte die Baronin ihren Schüßling sogleich in das ihm bestimmte Zimmer. Der weißhaarige Crispin ging, mit Leuchtern in der Hand, voraus.

„Was machen unsere Gäste, Crispin? Du hast hoffentlich Deines Antes gewaltet, wie sich's gebührt!“

„Aufzuwarten, Frau Baronin! Die Sendung des Weinhandlers muß gut sein, denn die Herrschaften im Salon sind seit einer Viertelstunde äußerst ausgeräumt!“

War traulich und heimlich muthete das Zimmerchen Fritz an. Auf dem hell beleuchteten Tisch stand ein sauber servirtes Abendbrod; drüben in der dämmerigen Ecke erhob sich das Bett in so ansehnlicher Höhe, daß Fritzens wandermüde Glieder schon

im voraus das wohlige Gefühl des Ausruhens empfanden. Doch das Beste war ein Clavier, dessen Lichter in den Armleuchter angezündet waren. Der junge Mann lauschte nach der seinen weichen Hand, und obwohl ihm sonst höfliche Sitte keineswegs geläufig war, trieb ihn doch das innigste Dankgefühl, auf diese Hand einige heiße Küsse zu drücken.

„Na, nun laß' es gut sein, mach's Dir gemüthlich und ruh' Dich aus. Morgen mit dem Frühesten wirst Du anfangen, Dein Programm noch 'mal durchzuprobiren. Du sollst allein bleiben, damit Du durch nichts gestört wirst in Deiner geistigen Sammlung, die Du zu morgen sehr nöthig hast. Gute Nacht!“

Der große Tag war da. Fritz hatte am Morgen allein auf seinem Zimmer gefrühstückt; Crispin, der ihn bediente, erzählte ihm, daß die gnädige Frau schon in aller Herrgottsfrühe zur Stadt gefahren sei, um dort noch allerlei für das Concert zu besorgen. — „Das läßt sie sich nicht nehmen, alles selber zu thun, wenn sie etwas Besonderes vorhat, die Gnädige,“ sagte der Alte. „Dat sie doch nicht gelitten, daß ich oder Marek zu Josef gingen — Sie wissen ja wohl noch, junger Herr, der Polizeidiener Josef...!“

Fritz machte ein erstaunt-fragenes Gesicht, und Crispin beeilte sich hinzuzusetzen: „Sie sollen nämlich ausgeklingelt werden, das heißt Ihr Concert, oder vielmehr, daß Ihr Concert wegen der Gesüßel-Ausstellung um eine Stunde später anfängt, als festgesetzt war!“

Wenig angenehm berührt davon, daß er mit seinem Concerte in den Straßen und Gassen von dem Diener der hohen Polizei 'ausgeklingelt' werden sollte, setzte sich der junge Sänger an das Clavier, um sich all' die ihn bestürmenden, sehr verschiedenartigen und ihm schwer die Brust beklemmenden Gefühle von der Seele herunterzuspielen. Aber kaum hatte er angefangen, so hörte er schon in der Ferne, dicht an der rings um das Städtchen laufenden Wall-Promenade, daß ihm noch aus der Kinderzeit nur zu wohl bekannte helle Gesüßel... Das galt ihm! Er sprang vom Clavier empor, riß das Fenster auf und vernahm nun, wie der blaurothige und rothnasige Josef, mit dem breiten, weißen Säbel-Bandknecht über der Brust, sein Klingelingeling' zwei Mal ertönen ließ und dann in die Morgenfrühe hinausrief:

„Hiermit all' denen, die es angeht, kund und zu wissen, daß das für sechs Uhr angezeigte, nur einmalige Gesüßel-Concert des einheimischen Künstlers Herrn Holtshausen wegen der Gesüßel-Ausstellung heute anstatt um sechs, erst um sieben Uhr beginnt!“... Klingelingeling, Klingelingeling! —

Es war ein klarer Maieenonntag.

In der Natur herrschte die frühlingmäßige Unrast und Fröhlichkeit; des Blühens und Singens ringsumher in Feldern und Gärten war kein Ende. Als nach beendigter Kirche die Besuchszeit begann, forderte die Baronin ihren Schüßling auf, den neuen Hock, den Crispin vom Schneider hatte holen müssen, anzuprobiren, und wahrhaftig, er paßte! — Nun galt es, einige Honoratioren-Besiten zu machen, welche die Baronin für ganz unerlässlich hielt. Fritz ließ alles mit sich geschehen und trahnte mit seiner würdigen Begleiterin durch das Städtchen, wenn auch im geheimen seufzend. War niemand zu Hause, so hinterließ die Frau Baronin mit einem schönen Gruße einige Concert-Karten. Sonst empfing man die Beiden überall mit der größten Zuverlässigkeit, aber Fritz merkte wohl, daß diese nur dem Ansehen der Dame vom Herrenhause galt, und sogleich nachließ, wenn die Rede auf das Concert kam. Nur wenn die Baronin in dem richtigen Moment mit einigen Billets hervorrückte, dann hellten sich die Miene wieder auf, weil die Herrschaften merkten, daß das Concert für sie den großen Vorzug habe, nichts zu kosten.

Eins that Fritz freilich wehe: Fast niemand von diesen Leuten zeigte für ihn, der doch zu ihnen gehörte, dessen Vater sogar sein ganzes Leben voll mühseliger Arbeit dem Städtchen gewidmet hatte, ein mehr als flüchtiges Interesse; ja, manche mußten sich sogar lange besinnen, um sich seiner wieder zu erinnern.

Nach der Heimkehr wurde ihm von der Baronin anempfohlen, sich sofort wieder auf sein Zimmer zurückzuziehen und dort noch ein Mal 'tüchtig zu probiren'. Er merkte der würdigen Dame an, daß sie, je mehr der Tag vorrückte, in eine steigende Aufregung gerieth; außerdem fiel es ihm auf, daß sie ihn gesüßelhaft von den übrigen Gästen des Hauses fern hielt. Dies letztere freilich war ihm mehr als angenehm; er hätte sich vor den hohen Herrschaften nur genirt. Dennoch, wie er jetzt, in ruhigen Nachdenken versunken, an seinem Fenster saß und in den goldigen Tag hinausstarrte, überkam ihn ein Gefühl der tiefsten Beschämung. Gewiß, er konnte der alten Dame niemals vergelten, was sie für ihn gethan hatte, — und doch, war er nicht ein Mann? Und er sollte geleitet und gehoben werden wie ein Kind, das noch nicht gehen kann? Wahrhaftig! — Thränen der Scham stiegen in seine Augen. — Da fiel sein Blick auf das geliebte Instrument, und wieder griff er zu dem einzigen bewährten Mittel, um seiner tiefen Traurigkeit Herr zu werden. Er schlug einige Accorde an; mit den ersten Klängen schon begann der Schmerz seiner Seele sich zu lösen. Zimmer freier, immer freudiger erging er sich im Reiche der Töne; jetzt fiel er mit seiner schönen, vollen Tenor-Stimme ein, und nun war mit einem Male alles rings um ihn her vergessen. So bemerkte er denn nicht, wie sich die Thüre seines Zimmers leise öffnete und die alte Baronin mit unhörbaren Schritten nahte. Als er eine Pause im Spiel machte, wurde sein Kopf von hinten durch zwei weiche Frauenhände umfaßt, und eine bebende Stimme sagte: „Gott sei mit Dir, Fritz, — es wird gelingen!“

Endlich ging die Sonne am klaren Himmel unter, und das Abendroth lag in glänzenden Streifen über der braunen Heide. Der letzte Strahl vergoldete die über das schlechte Straßenpflaster holpernde Equipage der Frau Baronin, in der die Dame neben ihrem Schüßlinge saß. Nach erschreckend kurzer Zeit hielt der Wagen vor einem niedrigen, einsiedigen Hause, vor dem zwei Linden ihre frischgrünen Kronen in die Lüfte hoben. Herrgott, das war ja die Stätte seiner Kindheit! Die beiden alten Lindendämme an der Thüre, die große, dämmerige Diele drinnen im Hause, — er brauchte nur zu pfeifen, und die Spielkameraden in Holzpantoffeln würden gleich alle da sein, um das durch die Schulstunden unterbrochene Räuberpiel wieder aufzunehmen. Er versank tiefer und tiefer in die Welt der Kindheitsträume: Jochen Kersten machte natürlich den ‚Schandarmen‘ und tappte als solcher unbescholten auf der Diele einher; die andern suchten ein sicheres Versteck zu gewinnen, der feige Kas Rheidt auf dem Heuboden und der kleine Edo

Winken hinter der Haustür; er selbst aber, Fritz Holtshausen, flüchtete sich auf einen der dichtbebaubten Lindenbäume — ah, da sollte der „Schandarm“ lange suchen müssen, ehe er ihn fand! Die Mutter freilich würde wieder schelten über die zerrissene Hofe — war sie denn wirklich zerrissen? ... Fritz gaudete erschrocken an sich nieder und — erwachte aus seinem Traume. Er hatte keine zerrissene Jungenshofe, sondern einen neuen schwarzen Rock an; er spielte nicht „Räuber“, er wollte ein „Concert“ geben! — Da bemerkte er auch an der niedrigen, weit geöffneten Thür ein weißes Placat, sein Programm! Und wie er das sah, bemächtigte sich seiner eine schreckliche Angst. Gewiß und wahrhaftig, er sollte in der nächsten Viertelstunde vor allen Leuten Clavier spielen und noch dazu singen? Nein, das war unerträglich, unmöglich! Vor den Augen des jungen Künstlers verschwammen die Buchstaben auf dem Zettel in eine graue, unförmliche Masse. Im Hintergrunde der weiten, dämmerigen Diele stand eine Thür offen, die den Blick in ein großes, mit vielen Bänken besetztes, aber durchaus leeres Zimmer gestattete. Neben dieser Thür befand sich ein Mann mit einem Stuhle, auf dem ein weißer Teller sich bemerkbar machte. Fritz hörte, wie die Baronin den Mann anredete:

„Na, Josef, haben Sie schon Billets verkauft?“
Der Mann hob den Teller in die Höhe und zeigte, daß noch einer darunter stand, auf dem ein einziges Geldstück lag. Dann deckte er den obersten Teller wieder darauf, indem er sagte:

„Ein Billet verkauft, Frau Baronin; fünf Groschen eingenommen!“

„Du lieber Gott, wie soll das werden!“ rief die alte Dame, wobei ihre energische, tiefe, oder, wie die Leute sagten, Commandir-Stimme so stark zitterte, daß es selbst Fritz auffiel. Er behielt aber keine Zeit zum Nachdenken, denn schon im nächsten Augenblicke hatte die Baronin ein anderes Thürchen geöffnet und Fritz in ein kleines, sauber ausgestattetes Zimmer gehoben.

„So, da bleibst Du, bis ich Dich hole!“ und sich flüchtig umsehend fügte sie hinzu: „Wahrhaftig, die ganze Schulmeistererei ist auch ausgeflogen! Sollte man's glauben? Ein Schulmeister, der den gackernden Hühnern nachläuft und für die Musik keinen Sinn hat! Schöne Sorte das, heutzutage! Da war Dein Vater anders!“ — Sie schlug die Thür hinter sich zu ...

Ja, sein Vater! Da sah nun Fritz in dem Stübchen und sah das Christus-Bild an, das oberhalb eines hochbeinigen Sophas seine segnenden Hände über jeden ausbreitete, der sich hierher setzte. Blöthlich durchzuckte es den Harrenden; er fühlte ein heißes Quellen in seiner Brust und die Augen wurden feucht. Ihm kam zum Bewußtsein, daß er ja hier in dem Wohnzimmer seiner Eltern sich befände. An dieser selben Stelle hatte er seine Mutter wachen sehen, so oft die Ermahnungen seines Vaters gehört! Hier hatte er sich mit den vielen Geschnitzern um das größte Butterbrod gekant; in dieser Ecke hatte das kleine Spinnet gestanden, das kostbarste Stück des elterlichen Hausraths, auf dem er zuerst gelernt, die Töne von einander zu unterscheiden und die einfachen deutschen Volkslieder sich selber zu begleiten. Und bei der Erinnerung an die entchwundene Jugend war es ihm, als strahle ein heller Stern über seinem Haupte; immer leuchteter, immer freundlicher ward es in seiner Seele, bis er endlich kaum noch die Lust zu unterdrücken vermochte, sofort in die Schulstube, wo der herrliche Flügel seiner Gönnerin auf ihn wartete, zu eilen, um dort in lebendigen Tönen seine Lust, sein Leid, sein Denken und Fühlen auszustößen. Wie ein Raufsch überkam es ihn; vor sich hinsummend, wanderte er aufgeregt in dem engen Stübchen auf und nieder, ja, er ertappte sich sogar dabei, wie er mit den Händen unruhig hin- und hergriff, als habe er die Tasten eines Claviers vor sich.

Zufällig fiel sein Blick auf das Fenster, und da gewahrte er, wie in der abendlichen Dämmerung Menschen und wieder Menschen, zuerst einzeln und dann in immer dichteren Gruppen auf das Schulhaus zuwärt. Jetzt hörte er auch ein Trappeln von vielen Füßen, er vernahm laute Stimmen von der großen Diele her und wie der alte Joseph sagte:

„Lassen wir die Thür lieber auf, damit alle 'rein können!“
Seine Aufregung wuchs von Minute zu Minute, zumal als die Frau Baronin vorsichtig ihren Kopf durch das Thürchen steckte und zischelte:

„Die ganze Schulstube ist voll bis auf den letzten Platz! Es sind mindestens dreißig Leute da, die ihre Billets bezahlt haben!“

Eine Minute darauf sah er schon vor dem prächtigen Instrumente; er sah vor sich eine Masse schwarzer, unruhig hin und her gehender Köpfe, die sich vor seinen Augen ausnahmen wie ein wogendes Meer; Einzelheiten unterschied er nicht.

Die ersten Accorde einer Bach'schen Fuge rauschten dahin. Fritz hatte im Drange seines Hergens zu stark angeschlagen, aber er merkte es nicht; er sah nur, wie ein neben der Baronin in der vordersten Reihe sitzender Herr mit schneeweißem Haar höchst energisch den Kopf schüttelte, wie seine alte Freundin heftig athmete und voll Unruhe nach ihm herüberblickte. — Als er geendet, ging ein Kläuspern und Hüffeln durch das Zimmer, und eine fremde Stimme sagte flüsternd und doch so deutlich, daß jedermann es vernehmen konnte:

„Das ist nichts; das war ein großer Irrthum, gnädige Frau!“

Auch Fritz hatte es gehört, und es bemächtigte sich seiner eine Empfindung, als sähe da vor ihm ein grimmiger Löwe, der darnach trachte, ihn zu verschlingen. Aber merkwürdiger Weise fühlte er durchaus keinen Schmerz. Ohne sich von seinem Stuhle zu erheben, begann er nach kurzer Pause die zweite Nummer, das ewig ergreifende Stabat mater von Rossini. Ein kurzes Vorspiel, und er fiel mit seiner frischen, hellen Stimme ein. Die weiheliche Composition, welche die Schmerzen der Gottesmutter in erschütternder Weise zum Ausdruck bringt, entsprach so recht den Empfindungen, die ihn zu dieser Stunde an der Stätte seiner Kindheit besüßten. Er sang, ohne daran zu denken, daß fremde Ohren lauschten; er sang, weil er mußte, weil er nicht anders konnte. Seine ganze Seele lag in den dahinwogenden Tönen. Als der letzte Accord verklungen, herrschte einen Augenblick tiefe Stille; dann aber brach ein lautes, nicht enden wollendes Klatschen los. Fritz sah noch immer wie im Traume vor seinem Instrumente; der weißhaarige Professor aber war aufgesprungen und rief, Fritzens beide Hände ergreifend:

„Junger Mann, Sie haben Mittel, große Mittel; doch alles ist bei Ihnen noch roh wie ein unbehauener Marmor-

Blod! Fleiß und Schulung müssen erst das Rechte aus dem edeln Material machen!“

Fritz hörte wohl den Ton; was der weißhaarige Mann zu ihm sagte, verstand er indessen nicht; er besah nur die Empfindung, der grimmige Löwe sei plötzlich zahm geworden. —

„Weiter, weiter! Geben Sie uns fernere Proben!“ rief der fremde Herr. Gehoriam dem Rufe, nahm Fritz die dritte Nummer seines Programms vor, Kalkbrenner's La femme du marin. Kaum hatte er mit der linken Hand die in aufgeregten Accorden anklingende Klage der Seemannsrau begonnen, als der Professor von neuem aufsprang, das Notenheft vor Fritzens Augen wegriß und befahl:

„Ach, was, lassen Sie den alten Kalkbrenner begraben sein! Mit Ihrem Spiel ist's überhaupt nichts, gar nichts! Singen jollen Sie, nur singen!“

Dieser ungestümen Forderung kam Fritz sofort nach, indem er zur vierten Nummer, dem „Erlkönig“, überging. Als er kaum den ersten Ton des Vorspiels angeschlagen, stand der Professor abermals an seiner Seite:

„Natürlich, der „Erlkönig“! Die liebe Unwissenheit greift ja in ihrer durch keine Sachkenntniß getriebenen Einfalt immer nach solchen Aufgaben, an die der gereifte Künstler nur mit Zittern und Zagen geht! Nichts da! Weg damit! Machen Sie mir 'mal Platz, mein Lieber!“

Mechanisch war Fritz aufgestanden. Nun sah der Professor selbst am Flügel, leise vor sich hin präladend, indem er eifrig auf den schüchtern danebenstehenden Fritz einsprach:

„Können Sie denn nicht etwas Schlichtes, Einfaches? Ich selber werde Sie begleiten!“

„O ja!“ antwortete der junge Sänger leise. „Vielleicht: „Ich grölle nicht“ von Schumann?“

Der Professor schüttelte energisch den Kopf und präladirte weiter. Fritz fuhr noch schüchtern fort: „Oder: „O Sonnenschein, o Sonnenschein?““

„Warum nicht gar!“ Mit einem schrillen Accord brach der Meister ab. — „Giebt's denn hier keine Volkslieder? So einen einfachen Gesang... na, nehmen wir am liebsten einen Choral —?“

Ehe Fritz antworten konnte, war die alte Baronin aufgestanden, legte ihre Hand auf des Professors Schulter und sagte beschwichtigend und doch glückstrahlend:

„Nur Ruhe, lieber Herr Professor, Ruhe! Volkslieder haben wir schon; jedes Kind kann singen. Ich weiß nicht, was soll es bedeuten und: „Sah ein Knab' ein Röslein sieh'n!““

„Das ist das Rechte, das soll er singen! Vorwärts, junger Mann!“

Und nun klang das schlichte, einfache Lied von dem Knaben, der das Röslein auf der Heide brach, durch das Schulzimmer des westfälischen Städtchens.

Die guten Bürger und Bürgerinnen hatten diesen Vorgängen, bei denen sie mit so souveräner Nichtachtung von dem alten Meister behandelt wurden, in wachendem Erstaunen beigewohnt. Zuerst hegte man wohl Lust, dem fremden Herrn, der so eigenmächtig das Concert zu unterbrechen wagte, die Wege zu weisen. Eine starke Unruhe ging durch das Haus, Laute des Unwillens ließen sich hören. — „Was? Darf ein Fremder sich so etwas herausnehmen, noch dazu bei einem einheimischen Künstler?! Unser Fritz braucht sich das nicht gefallen zu lassen!“ ... Nun war er mit einem Mal ein „Künstler“ und „unser Fritz“ ... Der Herr dort am Clavier und Fritz, die spielten und sangen aber weiter, als seien sie allein, als gäbe es gar keine anderen Menschen auf der Welt. — Nach einiger Zeit kehrte denn auch die „Stimmung“ im Auditorium zurück; ja, die guten Leute betrachteten sich bald als mit an der Sache theilhaftig; alle lauschten andächtig, wie der Professor, spielend und den Tact angehend, jeden Ton aus Fritzens Reche aufsing, mit einer Neigung des Hauptes oder einer flüchtigen Handbewegung zu verstärken oder zu dämpfen suchte, wie Fritz, hingerissen von der Theilnahme des Fremden, immer heller, immer freudiger die Töne aus seiner Brust hervorquellen ließ.

Als dann der Meister, den Schüler umarmend, ausrief: „Aus Ihnen kann etwas werden! Wollen Sie sich meiner Leitung anvertrauen?“ — da klatschten die wackeren Leute Bravo über Bravo.

Das Concert-Programm war umgestoßen worden; das Concert hatte sich überhaupt völlig aufgelöst und umgestaltet zu einer regelrechten Probe oder besser Unterrichtsstunde. Niemals hatte eine Probe ein andächtigeres Publicum gehabt, niemals war sie mit tieferem, heiligerem Ernste abgehalten und von so herrlichem Erfolge gekrönt worden. Lied folgte auf Lied; man wurde nicht müde, den Beiden am Clavier zuzuhören. Fritz mußte Terzen und Quinten angeben, ganze Scalen in einem Athemzug hervorbringen, daß die Töne gleich Perlen auf einer Schnur sich an einander reiheten. So eifrig waren Lehrer, Schüler und Zuhörer bei der Sache, daß alle sich erstaunt ansahen, als in eine Pause hinein die Thurmuhre von der nahen Kirche zehn brummte. Herr Du meine Güte, so spät! Man rühte mit Stühlen und Bänken, drängte sich noch einmal um den Meister und den glückstrahlenden Fritz und schob sich dann in dichtem Gedränge über die dunkle Hausdielle auf die Straße hinaus. Aber trotz der späten Stunde ließen die braven Bürger ihre Gattinnen und sonstigen Damen dies Mal allein nach Hause wandern und gingen selber noch zum „Grünen Baum“, in dessen schwärzlich angeräucherter Gaistube das große Ereigniß des Tages bei Bier und Tabak noch lange besprochen wurde. Dieses Ereigniß war aber nicht etwa die Gselügel-Ausstellung — die hatte man beinahe vergessen — sondern das Concert des einheimischen Künstlers Fritz Holtshausen. Man war stolz auf diesen „Sohn der Stadt“; man hatte stets in ihm etwas Besonderes gewittert, man fand es ganz selbstverständlich, daß der Berliner Professor sich Fritzens annahm; ja man kam sich wahrlich sehr herablassend vor, daß man dem fremden Herrn überhaupt erlaubt hatte, das große Genie so von oben herab zu behandeln.

Indes war die Baronin mit ihrem Schüpling nach Haus Dornhage zurückgefahren, Fritz sah neben dem Professor, der noch immer in Tönen schwelgte, Melodien vor sich hinsummt und ab und zu eine Frage an Fritz richtete. Bei dem zu sehr vorgeführten Stunde beginnenden Abendessen waren der Herr Oberförster, der Herr Kreis-Physicus, der Herr Superintendent und alle sonstigen „Herrschaften“ des Städtchens zugegen. Es ging hoch her auf Haus Dornhage, der Wein der Firma Müller & Comp. erwies sich als vorzüglich, die Stimmung in der Gesellschaft stieg von Minute zu Minute, und der Herr Oberförster packte sogar die Gelegenheit beim Schopfe und hielt eine lange Rede, die in einem Hoch auf Fritz gipfelte.

Die Gläser klangen, und die Stimmen schwirrten durch einander, als die Baronin ihren Platz an der Spitze der Tafel verließ und dem wie träumend dastehenden Jüngling in die Ohren raunte:

„Daß Du mir von dem albernen Gethue nicht eitel wirst! Du kannst noch nichts, noch gar nichts! Hast nur von der Natur ein Talent empfangen! Dabei ist keinerlei Verdienst!“

Fritz wollte antworten, doch der neben ihm sitzende Professor kam ihm zuvor:

„Lassen Sie das meine Sorge sein, gnädige Frau! Ich nehme den jungen Herrn auf mich, er geht morgen mit mir nach Berlin und wird in meiner Schule bald selbst einsehen, daß er gar nichts kann und weiß, daß er sich das Epitheton „Künstler“ erst durch jahrelangen Fleiß und strenge Arbeit erwerben muß!“

Und so geschah es. Andern Tages hielt die alte Familien-Equipage vor der Thür, um die Gäste zum Bahnhof zu bringen; die Frau Baronin aber nahm von ihrem Schüpling mütterlichen Abschied.

„Da — sieh her!“ sagte sie und hielt ein an allen vier Zipfeln zusammengefaßtes Taschentuch in die Höhe — „ich war heute Morgen schon beim Josef und habe mit ihm „Casse gemacht“; 6 Thaler 15 Groschen sind eingenommen! Ein hübsches Stück Geld, Dein erster Verdienst! Reicht gerade, um den neuen Rock beim Schneider zu bezahlen. — Und nun geh! Gott erhalte Dir ein demüthiges Herz, wenn Apoll und alle neun Mufen Dich empfortragen.“

Der Segenswunsch der alten Baronin ist in Erfüllung gegangen. Fritz Holtshausen ist ein großer Künstler geworden und dabei ein edler, bescheidener Mensch geblieben.

Nachdruck verboten.

Lorchen.

Humoristische Skizze von Felix von Stenglin.

Graupapagei,

der hübsch spricht, nicht schreit, zahm ist und sich noch anlernen läßt, zu kaufen oder gegen ein silbernes Reise-Necessaire umzutauschen gesucht. Offerten an Clara Willig, Hamburg, Colonaden 123.

Hochgeehrtes Fräulein!

Auf Ihre Anzeige in der „Befiederten Welt“ hin erlaube ich mir, Ihnen einen Graupapagei anzubieten, der alle von Ihnen gewünschten Eigenschaften besitzt, ja, noch viel mehr als Sie verlangen. Lorchen ist auffallend klug, sehr hübsch, hat ein sprechendes Auge, Anhänglichkeit, ist sauber, zahm, gelehrt, sagt „Boulanger ist futsch“, „Ausch dich“, „Ich bin hundert Thaler werth“, „Was kraucht da in dem Busch herum“, „Hast du gut geschlafen“, „Saurer Hering gefällig“, „Nee so was“, „Proßt Blume“, „Mader“, „Schafstopf“ und „Lina“ (Cousine von mir); pfeift „Im schwarzen Waldsch“ zu „Ascalon“, „Ach du lieber Augustin“ und „Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder“ (mir hat er abgeblüht!), also die schönsten deutschen Lieder, und lacht wie mein Freund Friedrich Brinkemeyer.

Offen gestanden, ich würde dies vorzügliche Thier nicht jedem abgeben. Aber als ich Ihre Anzeige las, dachte ich, die zarte Hand einer jungen Dame wird ihm nichts zu Leide thun, und das gute Herz derselben wird dasjenige von den ihr angebotenen Thieren nehmen, dessen Herr „es am nöthigsten hat“.

Und das bin ich. Ich sitze nämlich in der Tinte, genauer gesagt im Examen, und brauche Geld. Schon Casar brauchte Geld. Es ist also keine Schande. Meine gute Mutter hat mir nun aber schon alles geschickt, was sie entbehren kann, vielleicht sogar mehr, und ich darf mir von ihr nichts mehr schiden lassen. Warum ich nicht bei diesem warmen Wetter meinen Winter-Heberzecher versehe? Er ist, offen gestanden, so alt und schädlich, daß ich von dem vertrauensseligsten Pfandleiher nichts mehr dafür bekommen würde, ja ich genirte mich schon im vorigen Winter, ihn anzuziehen, und ersetzte ihn durch schnellere Gangart.

Nein, es bleibt mir nichts anderes übrig, ich muß mich von Lorchen trennen, der Entschluß ist gefaßt. Begleichen Sie mich mit einer zustimmenden Antwort, und ich werde mein Grauchen heil in Ihre schönen Hände liefern. Ich habe Vertrauen zu den Hamburgerinnen und zu Ihnen im besonderen. Um gleich die materielle Seite zu besprechen, so verzichte ich auf das silberne Reise-Necessaire und hoffe, daß Sie den Preis von 50 Mark nicht zu hoch finden. Sollte Ihnen wider Erwarten Lorchen nicht gefallen, so bin ich gerne bereit, das Thier nach Verdingung meines Examens im Herbst, wenn ich bei Rutterchen bin und weniger Geld brauche, zurückzukaufen. Ich glaube, das ist sehr coulant von mir. Schon dieser Umstand wird Sie veranlassen, mein Anerbieten vorzugreifen.

Wollen Sie wissen, wie ich zu Lorchen kam? Ich denke, seine Herkunft — so weit ich diese verfolgen kann, wird Sie interessieren, denn Sie haben ein warmes Herz — oder täusche ich mich? Nein, ich kann mich nicht täuschen! Ich sehe Sie vor mir: Sie haben ein längliches, wohlgeformtes Gesicht mit großen, blauen Augen und glattgeschheittem, dunkelblondem Haar, eine schlanke Figur und schwebenden Gang, kleine Füße und Hände und sprechen so wie ich. Nicht wahr?

Doch von Lorchen wollte ich erzählen. Ach, es war eine herrliche Zeit im vorigen Herbst, als ich von Berlin gen Süden zog, zuerst mit der Eisenbahn (Ihnen kann ich's ja sagen, vierter Klasse) und dann per pedes (zu Fuß). So lernte ich das Riesengebirge, Prag, Wien, schließlich die Karpathen, das eigentliche Ziel meines Ausfluges, kennen. Waren Sie je in den Karpathen? Nein! Stellen Sie sich die großartigste aller Gebirgslandschaften vor, und dann ist's noch viel großartiger! Erst die Vorkarpathen mit ihren herrlichen Wäldern, mit ihren grünen Matten, dann weiter hinauf der Königsberg, der Dumber, die Kuppen der Tatra — doch was zähle ich Ihnen Namen auf! — und schließlich die eigentliche Region der Hochkarpathen mit ihren schneebedeckten Gipfeln, die majestätische Tatra, die plöthlich und steil mit ihren nackten Felswänden aus der Hochebene wie ein riesiger majestätischer Bau emporstarrt, und zwischen den Hochgipfeln die düsteren, von Felsen umgebenen, unergründlich tiefen Alpenseen, Meer-agen genannt. Begeisterung wechselte in mir mit tiefer Melancholie, ungebändigte Lebenslust mit der Sehnsucht hinzusterben inmitten dieser Natur, zu ruhen, zu schlafen in dieser feierlichen Stille ...

Nachdruck verboten.

Wilhelm II., Prinz von Oranien, und seine Verlobte, Maria Henriette Stuart, Tochter König Karls I. von England.

In dem Bilde van Dyd's im Museum zu Amsterdam, Seite 149.

Ja, diese Einsamkeit, dieser göttliche Friede! Keine Menschen, keine Menschen! Da fühlte ich mich so ganz als Gottes Geschöpf, so erhaben über alle sogenannte Cultur, über alle Menschenweisheit und alles Stadtgeschimpfe. Geht es Ihnen auch so, daß Sie sich am meisten als Mensch fühlen, wenn Sie keine Menschen sehen?

Doch Ihr würdiger Herr Vater wird die Nase rümpfen, daß ich Ihnen hier so viel vorwärme. Also will ich zu Ende kommen. Eines Morgens, als ich aus meinem Nachquartier aufbrechen wollte, drängten sich bettelnde Zigeuner an mich heran. Ich gab ein Geldstück, doch anstatt mich loszulassen, kamen sie nun erst recht über mich her. Zwei zerkümmerte Knaben, fast nackt, ließen unaufhörlich die Hände ausstreckend, neben mir, allerhand fremdsprachige Worte ausstöhnend. Ich war jedoch entschlossen, meine Börse nicht noch mehr zu erleichtern und ging rüftig vorwärts. Da plötzlich stupte ich; ein Mädchen von vielleicht zwölf Jahren, ebenfalls gar dürrig gekleidet, warf sich vor mir auf die Kniee und schaute erbärmlich. Sie hatte wohl gehört, daß ich deutsch gesprochen und rief: „Kauf, schöner Herr! Vogel kauf, schöner Herr! Guter, schöner Herr! Hundert Jahr guter, schöner Herr leben! Kauf, schöner Herr!“

Auf der einen Hand hielt sie einen schreienden, flatternden Papagei. „Kann ihn nicht brauchen!“ sagte ich und wollte weiter. Aber sie rutschte auf ihren Knieen vor mir herum. „Alle Sprachen, der liebe Vogel —“ rief sie flehend. „Alle Sprachen! Kauf, schöner Herr!“

Ich brachte es nicht über's Herz, sie so liegen zu lassen und konnte dem flehenden Blick ihrer dunkeln Augen nicht widerstehen. Sie erinnerten mich an die Meerengen der hohen Karpathen, so unergründlich, so dunkel und tief. Ich hatte das Gefühl, als werde mir ein Unheil widerfahren, wenn ich sie so liegen ließe.

Erst als ich, eine kleine Kiste mit dem Papagei in der Hand, weiterschritt, kam ich wieder zur Besinnung. Ich mußte für mich laut loslachen. Es war zu verrückt! Ein Glück, daß ich die geplante Fustour hinter mir hatte. Immerhin mußte ich auf die Besteigung eines Höhenzuges, die eigentlich noch in meinem Programm lag, verzichten. Ich dachte, wie es wohl geworden wäre, wenn das Zigeunermädchen mir den Papagei am Anfang meiner Tour aufgehält hätte. Ich hätte doch die hohe Tatra nicht mit der Kiste in der Hand besteigen können!

Ich sah mir mein Thier an, lockte es und hielt meinen Finger an die Oeffnung der Kiste, da steckte es den Kopf hin und ließ sich kraulen. Das rührte mich. Und da ich ihn nun einmal hatte, beschloß ich, ihn zu behalten und anzulernen.

Sie werden sich davon überzeugen, gnädiges Fräulein, wie mir das gelungen ist. Zuerst redete er ein mir unverständliches Idiom, das ich für die Zigeunersprache hielt; auch hatte er einige Ungezogenheiten an sich, doch verhältnismäßig schnell gewöhnte er sich an's Deutsche und an gute Manieren.

Möge Ihr verehrter Herr Vater nicht scheitern, daß ich Ihnen einen so langen Brief geschrieben habe! Es wird ja wohl der erste und letzte gewesen sein.

Morgen haben Sie diese Zeilen, übermorgen kann Ihre Antwort hier sein, in drei Tagen haben Sie den Papagei und ich erhalte in vier Tagen, am Sonnabend, das Geld; gerade zur rechten Zeit, da dann die von meiner Wirthin in aller Freundschaft gestellte Frist abgelaufen ist und abends eine Zusammenkunft alter Heidelberger stattfindet.

Ich bin, hochverehrtes Fräulein, in tiefster Verehrung Ihr gehorsamster
Hermann Trost,
stud. phil.

Geehrter Herr!

Hierdurch bitten um Ueberwindung des Graupapageis und erklären uns mit den Bedingungen — 50 Mark, zahlbar nach Ankunft des Thieres und eventuell Rückgabe im Herbst — einverstanden.

Hochachtungsvoll

Willig.

Hochverehrtes Fräulein!

Im Besitz der Karte Ihres Herrn Vaters sende ich mit gleicher Post Lorch an Sie ab. Geben Sie ihm gleich Wasser, da er kalofalen Brand haben wird. Mit der Bitte, mich Ihrem Herrn Vater beifens empfehlen zu wollen,

Ihr ganz ergebener

Hermann Trost.

Werden Sie mir mittheilen, wie er angekommen ist?

Geehrter Herr!

Hierdurch theile ich Ihnen mit, daß Lorch gut angekommen ist. Er ist recht hübsch. Das Geld werden Sie durch Herrn Willig erhalten haben. Ich habe seinen (Lorchens) Brand gleich gelöst, aber er scheint noch etwas Heimweh zu haben, denn er träubt die Federn und sieht mich böse an. Auch sprechen thut er nicht; Herr Willig meint, seine Zunge sei nicht gelöst, aber das ist ja eine veraltete Anschauung. Mein letztes Thier war auch ein Graupapagei, doch konnte ich ihn nicht länger als einen Tag behalten, denn er schrie furchtbar. Meine früheren Graupapageien schrien gar nicht, aber sie lernten schlecht. Lorch wird hoffentlich gut lernen? Er ist jetzt schon zwei Stunden hier, aber er murmelt nur allerhand in den Bart; Herr Willig meint, das sei wohl Zigeunersprache. Wenn er nur nicht so traurig bleibt. Mein weißer Kakadu, den Herr Willig mir letzte Weihnachten schenkte, war sehr amüsant, so lustig und drollig. Aber er verlor schließlich alle Federn und sah abscheulich aus, sodaß ich ihn leider nach 14 Tagen fortgeben mußte. Von dem Gelde, das ich für ihn bekam, kaufte ich mir einen rothen Ara, ein prächtiges Thier, natürlich mußte ich etwas zulegen. Leider war er so dumm, daß ich nichts aus ihm herausbekommen konnte. Der kleine grüne Papagei, den ich mir nun anschaffte, war zuerst allerliebste, aber seitdem er eines Tages, als wir beim Frühstück saßen, auf Herrn Willig's Kopf flog und ihn in's Ohr biß, mochten wir ihn nicht mehr leiden. . . . Eben komme ich von Lorch her. Er hat gesprochen. „Leb' wohl, Lorch!“ sagte er. . . . Jetzt wieder. Dieser traurige Klang in seiner Stimme! Haben Sie's ihm beigebracht? Natürlich! Sie waren gewiß recht traurig, als Sie sich von ihm trennten, doch Sie können beruhigt sein, er wird es gut haben bei mir. Ich liebe Papageien sehr. Früher hatte ich Hühner, aber da sie immer die Eier in des Nachbars

Garten legten, verkaufte ich sie. Für Ihren interessanten Brief habe ich Ihnen noch gar nicht meinen Dank ausgesprochen. Also ich habe ein wohlgeformtes Gesicht, blaue Augen, schwebenden Gang u. s. w.! Woher Sie das wissen! Sie haben wirklich fast richtig gerathen. Soll ich Ihnen nun auch sagen, wie ich mir Sie vorstelle? Groß, schlank, mit dunkeln Haar und Schnurrbart und dazu blaue Augen. Hab' ich Recht? Herr Willig meint, es sei Unsinn, so etwas errathen zu wollen, doch ich habe ihm widersprochen. Ich glaube, halbwegs würden Sie diese Zweifel durch eine Photographie lösen. . . . Einen Tag später. Lorch ist nun schon 24 Stunden hier, aber glauben Sie, daß er etwas anderes spricht, als „Leb' wohl, Lorch?“ Und das in einem Ton, — es ist, um melancholisch zu werden! Freilich hab' ich keine Anlage dazu. Vor einem Jahre verlor ich einen entzückenden Kapenmati — ich hatte ihn gegen mehrere Schildkröten und einen allerliebsten, aber leider sehr unfauberen Winkelsäfer umgetauscht — da hab' ich allerdings geweint! Er war so munter, klug und possirtlich und lief frei im Hause herum; ich tröstete mich dann bald mit einem reizenden Löwenäffchen. Ich bin schnell von Entschluß, und das ist, glaub' ich, ganz gut im Leben. Uebrigens habe ich gestern Abend und heute Morgen Lorch wohl an dreihundert mal ein freundliches „Guten Tag, Lorch!“ vorgesagt. Meinen Sie, daß er darauf reagirt hätte? Aufmerksam, neugierig blickt er mich mit seinen runden, schwarzen Augen an, als lausche er voller Andacht, doch kaum drehe ich mich um, da kommt wieder das triste „Leb' wohl, Lorch!“ aus seiner Kehle. . . . Heute ist nun der dritte Tag. Ich halt's nicht mehr aus! So unglaublich es klingt, ich bin in Gefahr, melancholisch zu werden. Sollte sich eines Tages Lorch wieder bei Ihnen einfinden, dann wundern Sie sich nicht und beilen Sie sich nur nicht mit der Rückzahlung, die bis zum Herbst Zeit hat. Vergessen Sie nicht die Photographie!

Ergebenst

Clara Willig.

Mein hochverehrtes gnädiges Fräulein!

Sie können sich meine Ueberraschung denken! Obje gerade furchtbar, da Klingel's draußen, Paketmensch, Wirthin, Kiste — Lorch! Der Brief kam erst später. Ich weiß noch nicht, wie ich die Sache eigentlich auffassen soll, ob er wirklich nichts weiter bei Ihnen gesprochen, oder ob Sie mir nur eine Freude machen wollten —

Doch das weiß ich klar: ich darf Lorch behalten und bis zum Herbst auch das Geld, und Sie — Sie sind (wie ich es ja immer gesagt habe) das Beste, das warmfühlendste Wesen auf Gottes Erdboden, sind die Seelengüte selbst! Ich sehe Sie unter Ihren Schildkröten, Löwenäffchen und Hühnern, etwas abwechslungsreich, aber voller Interesse und regen Geistes. Der arme Kapenmati! Aber daß Sie um ihn geweint haben, spricht so recht für Ihr gutes Herz. (Zeigen Sie diesen Brief lieber nicht Herrn Willig, alte Herren haben doch für naive Empfindungen nicht so das richtige Verständnis.)

Und nun kommt ja erst das Beste — meine Ueberraschung, als ich plötzlich Ihre liebe Stimme vernehme! Das hatte ich mir in meiner Einsamkeit nicht träumen lassen. Gleich in der ersten Viertelstunde, nachdem ich ihn an seinen gewohnten Platz gestellt, sagte er's. Ich stehe am Fenster und will mich rasiren (entschuldigen Sie!), da schreie ich selbstsam zusammen, als er mir mit der freundlichsten Stimme von der Welt „Guten Tag, Lorch!“ zuruft. Erhaunt hoch' ich einen Augenblick, da sagt er's noch einmal. Und seitdem umschwebt Ihr Geist mich fortwährend in diesen Worten. Es war immer so; wenn er etwas begriffen hatte, sagte er Tage, Wochen lang nichts anderes. Und wie gut haben Sie's ihm beigebracht, wie sorgsam müssen Sie's ihm einstudirt haben! Also er hat nicht gesprochen bei Ihnen? Oder haben Sie ihn mir nur zurückschickt, weil Sie mir diese Ueberraschung bereiten wollten? Wie dem auch sei, ich habe ihn wieder, und wenn er den Gruß mit seinem eigenthümlichen Tonfall wiederholt, dann geht es wie ein angenehmer Strom der Beruhigung durch mein Gemüth, und ich möchte mein Stübchen nicht gegen einen Königspalast vertauschen. Ihre freundliche Bitte um eine Photographie kann ich leider nicht erfüllen, denn aus dem vorigen Jahre besitze ich nur eine Schnell-Photographie, auf der sich zugleich auch mein Freund Brinkemeyer und die dicke Keil vom Schunferlbräu befindet. Doch wenn ich im Herbst nach Schleswig zur Mutter fahre, muß ich über Hamburg und da werde ich mir die Freiheit nehmen, Sie zu besuchen und sehen, ob die Vorstellung, die ich mir von Ihnen gemacht habe, nicht trügt! Werden Sie mir auch so freundlich wie Lorch „Guten Tag“ sagen, wenn ich komme?? Uebrigens eine Frage: Wer ist der alte Zobelgros, dieser mythische Herr Willig, von dem Sie schreiben und der mir seiner Zeit die Karte sandte? Ist es Ihr Herr Vater oder Herr Onkel oder was sonst? Für einen Bruder ist er doch wohl zu alt! Ihr dankbar ergebener

Hermann Trost.

Geehrter Herr!

Also jetzt sagt er „Guten Tag, Lorch?“ Das ist perfide! Ich dachte einen Augenblick daran, ihn mir zurückschicken zu lassen, aber Herr Willig, der mir übrigens zwei süße kleine Lachtauben geschenkt hat, meinte, dann würde er wohl wieder „Leb' wohl, Lorch!“ sagen. Und dann können Sie ja auch so schön dabei arbeiten!

Wer Herr Willig ist? Wer anders als mein Mann! Er ist 27 Jahre alt und einer der hübschesten Männer, die ich kenne. Die Liebe zu ihm ist das Einzige, worin ich nicht „abwechselungslustig“ bin. Ich nenne ihn immer noch „Herr Willig“, es kommt mir so komisch vor, „mein Mann“ zu sagen, denn ich bin ja erst — drei Wochen verheirathet!

Mit bestem Gruß an Lorch

Clara Willig.

Berehrte gnädige Frau!

Nach überstandenerm Examen bei meiner Mutter in Schleswig angelangt, sende ich Ihnen mit bestem Dank die seiner Zeit für Lorch empfangenen 50 Mark zurück. Ihre letzten Zeilen erhielt ich. Ueber Hamburg kam ich leider nicht, der Weg über Lübeck war doch näher.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Hermann Trost.

„Will man das glänzende Geschlecht kennen lernen, welches, privilegiert für Hof, Salon und Commando auf dem Schlachtfelde, den Triumph der unter italienischen und spanischen Einflüssen stehenden Renaissance-Aristokratie zu Anfang des 16. Jahrhunderts feierte, ehe die englische Revolution einerseits und der Absolutismus von Versailles andererseits seinem Treiben ein Ende machten und dem Wesen der höheren und höchsten Stände ein neues Gepräge aufdrückten, dann muß man vor des Künstlers Weib treten, in denen die Männer und Frauen jener Tage sich am liebsten spiegelten, vor die Werke van Dyd's, welcher seiner Zeit zu geben wußte, was sie als höchstes Ideal erstrebte: Noblesse der Erscheinung.“ Mit diesen Worten hat G. Lemle (in Dohme's „Kunst und Künstler“) das Wesen van Dyd's und seiner Zeit in treffender Weise charakterisirt. Wie der reiche Patricier-Sohn, der Schüler und Freund des mit fürstlichen Ehren überhäuferten Rubens, sich selbst nur im aristokratischen Wesen und Luxus wohl fühlte, so zeigen auch alle seine Bildnisse jene eigenthümliche Feinheit und Vornehmheit, die in gleichem Maße von keinem anderen Portrait-Maler je erreicht worden ist und die van Dyd in der Geschichte der Kunst einen ebenbürtigen Platz neben Rubens gesichert hat, mit dem er sonst weder an Reichthum und Beweglichkeit der Phantasie, noch an Größe der Composition und Kraft des Ausdruckes hätte wetteifern können. Schon bei seinem Aufenthalte in Italien, als er seine berühmten Portraits für die Familien der Balbi, Roggi, Brignoli, Pallavicini, Spinola, Colonna u. s. w. malte, galten seine Bilder für Muster edeln Anstandes und vornehmer Grazie. Den „pittoro cavalieresco“ nannten ihn spöttlich seine in echt niederländischer Verdacht sich gefallenden Landsleute vom „Schildersbent“, einem wegen seiner unfeinen Sitten berüchtigten Künstler-Club in Rom. Noch mehr aber trat seine Vorliebe für das Elegante, Distinguirte zu Tage, als er am äppigen Hofe Karls I. von England ein Leben führte, wie sonst nur die allerreichsten Lords es sich gestatten konnten. Selbst der König Karl verweilte, wie Jules Guiffrey in seinem trefflichen Werke „Antoine van Dyck. Sa vie et son oeuvre“ berichtet, mit Vorliebe in des Meisters Atelier, in dem die jungen Edelleute und die Modeschönheiten sich ein Stelldichein zu geben pflegten. Die Haushaltung des Künstlers gestattete ihm, solche Gäste in würdiger Weise bei sich zu empfangen. Rustikanten waren engagirt, um seine aristokratischen Modelle während der Sitzungen zu zerstreuen. Die beste Gesellschaft Londons versammelte sich in seinen Salons. An seiner Tafel vereinigten sich täglich zahlreiche auserlesene Gäste, und alle Personen von Bedeutung am englischen Hofe wetteiferten darin, sich von ihm malen zu lassen. Seine Hauptthätigkeit jedoch widmete er der Familie seines königlichen Beschäfers selbst. Die englischen Gallerien allein zählen nicht weniger als 7 Reiter-Portraits und 17 andere Bildnisse von Karl I. und 25 Portraits von der Königin Henriette Marie, seiner Gemahlin. Mit ganz besonderer Vorliebe aber malte er die Kinder des königlichen Paares, und unter den vielen Bildnissen, die von ihnen in den verschiedenen Sammlungen vorhanden sind, befinden sich die besten Arbeiten, die van Dyd überhaupt hinterlassen hat. Das zu den höchsten Gierden des Amsterdamer Museums zählende Doppel-Portrait der Prinzessin Maria Henriette mit ihrem Verlobten, dem Prinzen Wilhelm II. von Oranien, stammt aus der letzten Zeit des Lebens van Dyd's. Die Zeitbestimmungen, die sonst bei dem Künstler sehr schwierig sind, ergeben sich bei den Portraits der Kinder Karls I. leichter, weil man deren Geburtsjahre kennt und aus den Bildern ungefähr entnehmen kann, wie alt sie waren, als das betreffende Bildniß von ihnen gemalt wurde. Die Prinzessin Maria Henriette, die am 4. November 1631 geboren worden, wurde bereits 1641, im Alter von 10 Jahren, mit dem Prinzen von Oranien vermählt, der 15 Jahre jährlte. Das Bild stammt also aus dem Jahre 1640 oder sogar 1641, dem Todesjahre van Dyd's. Es ist ein schönes Denkmal für den trefflichen Entel des Gründers der niederländischen Unabhängigkeit, Wilhelm II., der am 14. März 1647, kaum 21 Jahre alt, seinem Vater, dem Prinzen Friedrich Heinrich, als Statthalter der Niederlande folgte, starb bereits 3 Jahre darauf, am 6. November 1650. Erst nach seinem Tode wurde ihm ein Sohn geboren, Wilhelm III., mit dem später die ältere Linie des Hauses Oranien erlosch. A. S.

Reactions = Post.

A. G. Moskau. — Der Ausdruck „päpstlicher Stuhl“ findet allerdings durch den „Stuhl Petri“ seine Erklärung. Wegen Uebersetzung der Bezeichnung „bischofflicher Stuhl“ wünschen Sie Auskunft aus dem Versteckten, dem hiermit diese Frage vorgelegt sein soll.

A. V. Wien. — Wenn Sie sorgfältig nachschauen, werden Sie finden, daß die Skizzen „Aus dem Leben eines Sklaven“ ganz unkenntlich sind.

Baron von M. Leipzig-Renduh. — Das Skriptikon wird neuerdings zu kunsthistorischen Vorlesungen, z. B. an der Berliner Universität, benutzt. Auf Glasplatten befindliche Abbildungen der wichtigsten Kunst-Denkmalen werden mittelst einer Projections-Lampe der Zuschauerschaft vorgeführt.

Frau von N. Odeffa. — Das sächsische Fläschchen Eifer wird noch immer nach Berlin durchgeschickt, obgleich sich der Betrieb kaum mehr lohnt. Für sämtliche Perlen, die man von 1719 bis 1879 fand, sind nicht einmal 70000 Mark gelöst worden. Die schönsten gingen an das Dresdner „Grüne Gewölbe“. — Die Eisperlen werden ihrem Werthe nach in drei Klassen getheilt: helle, halbhelle und Sand- oder verkrüppelte Perlen; je durchsichtiger, schwerer, größer und gerundeter, desto theurer sind sie. Sie können die Größe einer Haselnuß erreichen, wenn man sie ein- bis zweihundert Jahre ungeschört ließe; die größten heutzutage gefischten sind kaum so groß wie Nusterne. — Die Ansicht früherer Naturforscher, daß die Perle infolge einer Krankheit des Muscheltieres entstehe, wird von der modernen Wissenschaft nicht mehr getheilt, vielmehr erklärt diese die Entstehung der Perle in der Weise, daß die Thiere Sandkörner, welche in die Muschel eindringen, mit derselben Masse überziehen, aus der die Schalen inwendig bestehen. Der sächsische Staat hat die Fischelei verpachtet; fast alle Perlenfischer entstammen der in Delitzsch wohnenden Familie Schmelter.